Die
Krystall-Höhle.

Eine Geschichte aus der Steinzeit

für Volk und Jugend.

Von

Wilhelm Herchenbach.

Mit Illustrationen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1878.

I.

Nicht Alles, was in der Welt geschehen, ist in den Geschichtsbüchern niedergelegt, denn es vergingen viele Jahrhunderte, bis die Menschen die Kunst des Schreibens und Lesens erlernten, ehe sie im Stande waren, die Ereignisse durch das Bild der Buchstaben der Nachwelt zu überliefern. Die Geschichte konnte sich bis zu dem Zeitpunkte, wo die Phönizier diesem Uebelstande abhalfen, nur vom Vater auf den Sohn, von Mund zu Mund fortpflanzen; auch als die Buchstabenschrift bereits dem Menschengeschlechte bekannt war, wurde nur das Allerwichtigste niedergeschrieben, denn es dauerte sehr lange, bis alle Völker die Kunst des Schreibens und Lesens erlernten. Von Adam bis auf die Römer gingen viele Völker zu Grunde, ohne daß wir eine Kenntniß von ihren Schicksalen haben, ja ohne daß wir ihre Namen kennen.

Glücklicher Weise gibt es noch andere Bücher, als die geschriebenen und gedruckten. Sie liegen tief im Wasser der Landseeen, in Aeckern und Wiesen, in Einöden, Sümpfen, Wüsten, Wald und Gehege begraben, aber sie reden eine so deutliche Sprache, daß wir aus derselben die Geschichte der untergegangenen Völkerschaften deutlich genug ablesen können. Das klingt wunderlich; es ist aber dennoch wahr. Die Völker, welche längst vom Erdboden verschwunden sind, haben ihre Gräber, ihre Geräthschaften, ihre Kleidungen, ihre Wohnungen unter dem Wasser oder mehr oder minder tief im Erdboden zurückgelassen, und von diesen Dingen lernen wir,

was in den Büchern nicht steht, und was uns keines Menschen Mund erzählen kann. Sie weihen uns in Geheimnisse ein, die viele Jahrtausende lang dem Gelehrten, wie dem geringen Manne verborgen waren.

Der Leser wolle uns nun freundlichst folgen, denn wir werden ihn in die geheimnißvollsten Geschichtstempel einer dunkeln Zeit zurückführen und ihm zeigen, wie vierhundert oder mehr Jahre vor Christi Geburt die schöne Schweiz zum erstenmale von menschlichen Wesen aufgefunden und bewohnt wurde. Vor unsern Blicken sollen die längst Verstorbenen aufsteigen, die einst im Fleische lebten, aber wir sind genöthigt, ihnen Namen beizulegen, die sie vielleicht nicht besaßen. Für den Leser aber wird es gleich sein, mit welchem Zauberruf wir die Geister bannen, wenn sie nur kommen und uns ihre Leiber, ihre Gesichter, ihre Waffen, ihre Werkzeuge und ihre Handlungen zeigen.

Nun wohl aufgemerkt, wir ziehen den Vorhang empor, und auf der Bühne tauchen die merkwürdigen Gestalten aus dem Schooße der Vergessenheit auf:

Das Wasser, welches heute unter dem Namen Zürcher-See bekannt ist, lag in tiefster Ruhe zwischen himmelhohen Bäumen, welche in dichtem Gedränge bis an die Wellen standen. Nirgends konnte man die umgebenden Gebirge sehen, denn die Wipfel der riesengroßen Eichen, Buchen, Tannen und Birken bildeten ein weites, undurchdringliches grünes Dach. In den Zweigen hüpften und schrien eine zahllose Menge von Vögeln; es war ein Waldconzert, wie man es nur in der Wildniß des Urwaldes hört, und die ganze Schweiz war damals noch ein Gebiet, welches niemals von einem menschlichen Fuße betreten worden war. Das weite Gebiet der Alpen mit seinen Schneehäuptern, Schluchten, Seeen und Thälern, gehörte noch einzig und allein dem wilden Gethier.

Rings um den See standen auf einem Beine die grauen Fischreiher aufgepflanzt und regten und bewegten sich nicht; sie schienen zu schlafen oder von einem unbekannten Ereignisse plötzlich in Stein verwandelt zu sein, aber wenn sich ein Fisch dem Orte nahte, wo sie standen,

so bekamen sie plötzlich Leben, tauchten den langen Schnabel in die Fluth und holten den kecken Gesellen, dessen Schuppen im Sonnenglanze funkelten, heraus und flogen mit dem Ueberraschten den Bäumen zu, wo sie ihre Jungen mit dem Leckerbissen fütterten. Mit lauernden Blicken saß der Fischotter in seiner Höhle am Ufer und nahm den günstigsten Augenblick wahr, wo er mit schlangenhaften Windungen untertauchen und einen Hecht aus den Wellen holen konnte. Krieg und Vernichtung herrschte im Wasser, denn auch dort schossen mit gefräßigen Rachen die Raubfische umher und verschlangen die kleinen Schuppenthiere, die sich nicht zu wehren vermochten.

Zwischen den Baumstämmen ließ sich jetzt ein gewaltiger Wisent, ein Ochse von ungewöhnlicher Größe sehen. Tückisch und boshaft blitzte sein Auge und die kleinen, zurückstehenden Hörner schienen mit Gier nach einem Feinde zu suchen. Mit dem unförmlichen Kopfe stieß er gegen die Stämme der Bäume, daß die Rinde platzte. Die Lappen ergriff er mit den Lippen und den Zähnen, riß sie vom Stamme herunter und verzehrte sie mit großem Wohlbehagen. Schnaubend, mit den Füßen stampfend und den Rücken mit dem Schwanze peitschend, trabte er dann zum Wasser und trank in langen Zügen. Furchterfüllt erhoben sich mit schwerfälligen Flügeln die Reiher und flatterten in die Wipfel der Bäume, wo sie vor den Füßen des gewaltigen Stiers sicher waren.

Brüllend zog er sich jetzt vom Wasser zurück und streckte sich auf dem Wurzelwerk einer tausendjährigen Eiche zum Schlafe nieder, aber sein Gebrüll hatte einen andern Wisent im Gebirge geweckt. Schnaubend und die Erde mit seinen breiten Füßen stampfend stürzte er von der Anhöhe hernieder, auf seinem Wege die Aeste der Bäume und das Unterholz zerbrechend, also daß es in einem fort um ihn her knackte und krachte.

Der Schlafende erwachte; langsam erhob er sich auf die Vorderfüße und horchte in die Ferne. Seine Ohren bewegten sich rasch, seine Augen funkelten in steigendem Zorne; jetzt schnellte er ganz empor, senkte den Kopf und

grunzte mit unheimlichem Tone. Noch ein paar Sekunden und die beiden Wisente standen sich einander gegenüber; eine Zeit lang maßen sie sich mit den Blicken, dann stürzten sie mit furchtbarem Gebrüll aufeinander los und trafen sich so heftig mit den Stirnen, daß beide zurückprallten.

Wuthentbrannt scharrten sie mit den Füßen, peitschten die Seiten mit den Schweifen und fuhren dann wieder mit donnerndem Gepolter gegeneinander los. Verschiedenemale wiederholte sich der entsetzliche Kampf und verursachte ein solches Getümmel, daß das übrige Gethier des Waldes sich furchtsam flüchtete; die Wildschweine stoben grunzend von dannen, die Eichhörnchen schossen in die höchsten Baumwipfel empor, Edelhirsch und Elene schauten aus der Ferne zu, die Bären lagen brummend auf breiten Aesten und über ihnen lauerten Luchse und wilde Katzen.

Stoß auf Stoß erfolgte von den Kämpfenden, bis die Hirnschale des Einen zertrümmert war und er mit letztem Gebrüll niederstürzte. Der Sieger schaute einen Augenblick mit wilder Bosheit auf sein Opfer, dann richtete er von Neuem seine Hörner gegen ihn, trampelte auf seinem Leibe herum und stieß ein schreckliches Siegesgeheul aus; aber seine Wuth war noch nicht gekühlt; mit Kopf und Hörnern rannte er gegen junge Baumstämme; einen derselben wühlte er aus dem Boden, verwickelte sich aber mit den Hörnern so sehr im Wurzelwerke, daß er desselben nicht mehr los werden konnte. Zornig rannte er umher; um sich seines Hornschmuckes zu entledigen, stieß er mit gewaltiger Kraft gegen den Stamm einer dicken Eiche, aber seine Bemühungen waren vergebens.

Ein Luchs, den der Hunger plagte, hatte dem sonderbaren Bemühen schon lange zugeschaut; jetzt glitt er von seinem Aste herab, warf sich dem Wisent auf den Rücken und biß ihm die Halsadern durch, so daß das Blut im Bogen zur Erde sprang und der wüthende Stier zusammenbrach. Nun wurde es in den Lüften lebendig; Geier und Adler stürzten nieder und rissen große Fleisch-

lappen aus den Leibern der Getödteten. Auch Bär und Wolf kamen herbei und stritten sich mit furchtbarem Toben und Geheul um die Leichen der Getödteten.

So sah es damals in der Schweiz aus. Der stete Kampf um des Lebens Nothdurft wurde noch nicht durch die vernünftige Thätigkeit des Menschen gemildert, aber jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo auch der Fuß des Menschen in diesen Einöden wandeln sollte.

An der Stelle, wo jetzt das Dorf Meilen liegt, trat ein Mann aus dem Gebüsche und näherte sich dem Ufer des Sees. Es war eine große herkulische Gestalt, welche fast sieben Fuß maß. Das Haar des unbedeckten Hauptes floß lang auf die Schultern herab, um welche ein Thierfell geschlungen, das auf der rechten Schulter von einer großen Hornnadel festgehalten wurde. Ein Unterkleid von grauer Wolle, wie sie vom Leibe des Schaafes gekommen war, hing bis auf die nackten Füße und wurde in der Mitte des Leibes von einem Gürtel zusammengehalten. Wie es schien, bestand dieser Gürtel aus mehreren zusammengebundenen Thierschwänzen. Um die Schultern hingen ein großer Bogen und ein Köcher mit steinernen Pfeilen, und in der rechten Hand trug er eine schwere Holzkeule. Dies war der erste Mensch, der den See und seine Umgebung erblickte.

Mit Wohlgefallen hatte er dem Kampfe der beiden Wisente zugesehen und bemerkt, daß es hier Thiere in Hülle und Fülle gab. „Hier wollen wir bleiben,“ murmelte er. „Wir sind nun weit genug von unsern Feinden, und es scheint, daß diese Gebirge noch nicht von Menschen bewohnt sind.“

Furchtlos näherte er sich den beiden Cadavern. Einer der Geier hackte mit dem Schnabel nach ihm; da erhob er seine Keule und zerschmetterte ihm den Kopf. Scheu flatterten die Adler von dannen, und auch die übrigen Thiere entwichen, denn sie hatten noch niemals einen Menschen gesehen und fürchteten sich vor ihm.

Mit Hülfe eines steinernen Messers und einer Säge aus Feuerstein schnitt er große Stücke von dem Ochsen,

lud sie auf seine Schultern und kehrte in den Wald zurück. Hier lagerte eine große Volksmenge, Männer, Frauen und Kinder, die erwartungsvoll zu ihm aufschauten.

„Brüder," rief er mit so lauter Stimme, daß er von Allen konnte verstanden werden, „Brüder, wir befinden uns in einem Lande, wohin noch keine Menschen gedrungen sind. Alles, was ich auf dem Wege hieher gesehen habe, zeugt dafür. Warum also sollten wir weiter ziehen? In diesen Schluchten, zwischen den hohen Felsen und dem Wasser sind wir sicher und können uns unserer Feinde, wenn sie je den Weg hieher finden sollten, leicht erwehren. Der Wald bietet eine Menge Wild, das Wasser ist reich an Fischen, und das Thal ist durch Bäume und Berge vor kalten Winden geschützt."

Ein anderer Mann, in derselben Weise gekleidet, wie der vorige, erhob sich, stieß einen langen hölzernen Spieß, auf dessen Spitze ein scharf geschliffener Stein stand, in den Boden und rief: „Unser Bruder Helvetius, der uns aus Keltenland geführt und unter glücklichen Kämpfen hiehergebracht hat, soll zum Lohne unser König sein, und wir Alle wollen ihm treu und gehorsam bleiben. Wer so denkt, wie ich, der gebe es kund, indem er seine Lanze in den Boden stößt."

Hinter dieser Aufforderung blieb Niemand zurück; alle Männer stießen ihre Lanzen in den Grund und riefen: „Helvetius sei unser König!"

Helvetius brauchte sich über diesen Ruf nicht zu freuen, denn ihr König war er thatsächlich schon lange, und was er befahl, das geschah; denn von Allen, die mit ihm aus dem großen Keltenlande ausgewandert waren, war er der stärkste und der geachtetste.

Er erhob jetzt seine Stimme und sprach: „Meine Brüder, Ihr habt wohl daran gethan, Euch einen König vorzusetzen, denn wir befinden uns in einem Lande, welches uns Allen unbekannt ist, in einem Lande, wo wir den Boden, auf dem wir leben sollen, den wilden Thieren abgewinnen müssen. Es thut also noth, daß wir einmüthig zusammenhalten, und daß wir Alle einer Stimme

gehorchen, denn wo viele befehlen, da ist weder Einheit noch Macht. Die Gebeine unserer Väter liegen auf dem weiten Landstriche, der sich von dem großen Fluße Rhein bis zu dem Ocean ausdehnt; aber wir werden niemals oder nur dann dahin zurückkehren, wenn wir groß und mächtig geworden sind; glaubt Ihr, daß ich im Stande bin, Euch zu einem starken Volke zu machen?

„Ja, wir glauben es," riefen ihm die Tausende zu.

Helvetius senkte das Haupt und schaute zur Erde. Nach einiger Zeit richtete er seine Augen wieder auf und sprach mit weithintönender Stimme: „Noch kann ich keine endgültige Antwort geben, ob ich Euere Wahl annehme. Schaut auf Thurex, der mich zuerst vorgeschlagen; er ist stark an Körper und Geist und versteht es ebensowohl, als ich, ein Volk groß und glücklich zu machen. Wählt Ihr ihn, so will ich ihm unterthan sein."

„Nein," riefen sie, „Du sollst unser König sein!"

Einige aber traten auf Thurex zu, schüttelten ihm die Hand und gaben ihm Zeichen der Anhänglichkeit. Dem scharfen Auge des Helvetius entging dieses nicht; ein leiser Schatten flog über sein Gesicht und eine unmerkliche Bewegung that sich in seinem Körper kund.

„Meine Brüder," rief er, „Ihr legt eine schwere Last auf meine Schultern, und ich weiß noch nicht, ob ich dieselbe tragen kann. Laßt mir drei Tage und drei Nächte Zeit, damit ich mich mit den Göttern berathen und demnächst entscheiden kann."

Viele murrten über diese Verzögerung, Andere hießen die Berathschlagung mit den Göttern für gut. Da erhob er noch einmal seine Stimme und rief: „Ich will die drei Tage und die drei Nächte allein sein; auf einen Berggipfel will ich steigen und mich am Tage mit der Sonne, in der Nacht mit dem Monde berathen, und was sie mir sagen, das werde ich thun. Bis dahin sollt Ihr an diesem Orte weilen und den Anordnungen des Thurex Folge leisten."

Nach diesen Worten entfernte er sich und verschwand zwischen den mächtigen Baumstämmen, welche den See

umgaben. Thurex aber trat nun unter das Volk und ordnete an, daß sich die Weiber und Kinder in der Mitte lagerten. Als dieses geschehen war, ließ er Pfähle rings um sie herum in den Boden schlagen und an diese die Kühe und Ochsen binden, die sie aus dem Keltenlande mitgebracht hatten. Die Ziegen aber und die Schafe wurden nicht festgebunden, sondern zwischen die Weiber und die Kinder getrieben.

Nun befahl er, daß sich die Jünglinge und Männer in dem äußern Zirkel lagerten; die stärksten und unerschrockensten aber erhielten die Aufgabe, das Lager zu umstellen und ein scharfes Auge auf die wilden Thiere zu haben, damit sie nicht unversehens in das Lager einbrächen und ein Blutbad anrichteten.

Als Alle an ihrer Stelle Platz genommen hatten, gab er den Muschelnbläsern ein Zeichen, und diese stießen ihren Athem in die großen Muscheln, die als Heiligthümer seit Jahrhunderten vom Vater auf den Sohn vererbt worden waren. Es ging die Rede, dereinst seien die Väter dieses Keltenstammes vom fernen Asien in Gallien oder Keltenland eingewandert, und diese hätten die Muschelhörner aus ihrer alten Heimath mit in die neue gebracht.

Als der dumpfe Ton der Muscheln verhallt war, gab Thurex den Befehl, daß Jeder von der Speise, die er noch bei sich habe, essen solle.

Nicht lange nachher brannten im Lager eine Menge Feuer, und an den Feuern standen graue Thontöpfe, worin ein Jeder kochte, was er bei sich hatte. Diba aber, das Weib des Helvetius, kochte in ihren Töpfen das Fleisch des Wisent, welches ihr Gatte vom See mitgebracht hatte.

Als sie gespeist hatten, ertönte abermals der dumpfe Muschelruf; es war das Zeichen, daß die Thiere gemolken werden sollten, damit sie am folgenden Morgen Milch zu trinken hätten.

Helvetius ging, nachdem er die Kelten verlassen hatte, langsam durch den Wald, und als er an den Fuß

des Gebirges kam, stieg er hinauf, bis er einen Gipfel erreichte, von dem er die ganze Gegend überschauen konnte. Die Sonne war dem Untergange nahe, und alle die riesigen Berghäupter, auf denen in weiter Ferne der Firnschnee glänzte, begannen zu leuchten und sich in die Farbe des Feuers zu kleiden. Je länger er hinschaute, desto mannigfacher wurden die Farben, desto wunderbarer glühte und sprühte es, bis der ganze Horizont in Feuer zu schwimmen schien.

Den Rücken gegen den Stamm einer gewaltigen Tanne gekehrt, ging ihm seine künftige Aufgabe vor dem Geiste her. Sie mußte gelöst werden, aber es konnte nur von einem Willen geschehen; es durften sich nicht mehrere in die Macht theilen, damit nicht durch entgegengesetzte Ansichten Streit und Mißhelligkeiten entständen. „Thurex hat seine Anhänger," flüsterte er, „und wenn ich einen Fehler begehe, so wird ihre Zahl wachsen, also entweder Thurex oder ich. Doch nein, wir dürfen nicht beisammen bleiben, einer muß weichen."

Lange blieb er bei diesem Gedanken stehen, und einmal griff er nach dem Speer an seiner Seite, als ob er ihn gegen Thurex schleudern wollte. „Nein, nein, das ist nicht das rechte Mittel," murmelte er. „Habe ich nicht gesehen, wie Wisent gegen Wisent kämpfte und wie ein Unbetheiligter der Erbe beider wurde. Wären sie klug und verständig gewesen, so würden sie sich vertragen haben und beide leben. Wenn sie sich aber nicht vertragen konnten, so waren diese Berge groß und weit genug, daß jeder sein eigenes Gebiet wählte und dem andern nicht in's Gehege kam. So geschehe es mit Thurex und mir. Der eine gehe dahin, der andere dorthin und jeder von uns strebe, sein Volk zu beglücken!"

Beruhigt über die Zukunft schloß er die Augen, um Kraft im Schlummer zu suchen, aber so ruhig es beim Untergange der Sonne um ihn her gewesen war, so laut wurde es jetzt, denn die Thiere des Waldes gingen auf Raub und Mord aus. Ueber seinem Haupte in dem Gezweige der Bäume ertönte der schaurige Ruf des Uhu.

Er schaute hinauf und sah in die funkelnden Augen des Raubvogels, deren Sterne beim Schimmer des Mondes wie zwei große Feuerkohlen funkelten. Von diesem Rufe geschreckt, entflatterten die kleinen Vögel und suchten auf schwirrenden Flügeln Rettung auf entfernten Bäumen.

Aus der Tiefe der Schluchten ertönte jetzt ein schauerliches Geheul; es war der nimmersatte Wolf, welcher aus seiner Höhle hervorbrach und mit wilden Mordgedanken in die Niederung herabkam. Der Auerochs, welcher sich im fetten Grase niedergelassen hatte, erwachte, erhob sich auf die ungeschlachten Beine und streckte dem fernen Geheule den Kopf entgegen. An einer andern Stelle rüstete sich der Eber zur Wehre; mit jedem neuen Geheule steigerte sich seine Wuth, und da er den Feind nicht vor sich hatte, so fuhr er mit seinen Hauern gegen die Bäume und riß in steigender Wuth lange Streifen von Rinde und Splint ab. Auch der Bär tobte, und die Geier auf ihren Horsten krächzten in die Nacht.

Nach einiger Zeit hatte er sich an die schrecklichen Töne gewöhnt; die schwere Keule mit der Rechten umfassend, schlief er ein und erwachte erst, als die Dämmerung mit dem kommenden Tageslichte in Streit kam.

Helvetius war kein Naturschwärmer, denn der Ernst des Lebens verwies ihn auf praktische Dinge, aber als er all die Berghäupter sah, die ihn umstanden, da stieß er doch einen leisen Ruf der Verwunderung aus. Der Hunger zwang ihn, nach Nahrung umzuschauen, und da ihm kein Wild in's Gehege kam, so stieg er auf einen der hohen Bäume, wo in großer Zahl die Nester der Vögel standen, von deren Eiern er eine Mahlzeit nahm.

Weiter vertiefte er sich in den Wald und kam nach langer Wanderung an einen Wasserfall, der rauschend und schäumend vom hohen Felsen herabschoß und Alles umher in Gischt und Wasserstaub hüllte. Kein Pfad führte an demselben hinauf, aber es erfaßte ihn die Lust, emporzusteigen, um zu sehen, aus welch einer geheimnißvollen Quelle das Wasser hervorstürze.

Es war nicht leicht, an den jähen Felswänden em=

porzuklettern, denn fast senkrecht gingen sie in die Höhe, und nur mit Hülfe der aus dem Gestein hervorragenden Wurzeln vermochte er, die Spitze zu erreichen, wo das Wasser aus schwindelnder Höhe in einen weiten Felsenkessel stürzte, denselben bis an den Rand erfüllte und dann aus dem vollen Becken in die Tiefe rauschte.

Hier gewahrte er eine Höhle, welche tief in das Gestein ging und ihn einlud, in derselben seine Wohnung aufzuschlagen, bis er zurückkehre. Hier wollte er über die Gesetze nachdenken und sie beim Niedersteigen vom Berge seinem Volke zum unverbrüchlichen Halten übergeben. Als er sich dem Eingang zuwandte und das Haupt beugte, um einzutreten, da hörte er ein gewaltiges Schnauben, und auf ekelhaftem Schuppenleibe kroch ihm ein Entsetzen erregendes Ungethüm entgegen, welches seinen weiten, übelriechenden Rachen aufsperrte, um ihn zu verschlingen.

Einen Augenblick sank ihm der Muth, denn niemals hatte er ein solches Ungethüm gesehen; aber Helvetius war nicht der Mann, der sich lange schrecken ließ. Hoch erhob er seine Keule und schmetterte sie auf das Haupt des Ungeheuers nieder. Dumpf hallte der Schlag auf dem Riesenhaupte des furchtbaren Molches, aber der Schädel war hart, wie der Felsen, in denen er hauste. Mit einem dumpfen Heulen schoß das Ungethüm auf ihn zu und öffnete zum zweitenmale das weit gespaltene, mit dreifacher Zahnreihe besetzte Maul. Helvetius stieß ihm mit ganzer Kraft die Keule hinein, und während es sich bemühte, dieselbe auszuspucken, ergriff er es am Halse und würgte es so lange mit den Fäusten, bis es seinen Geist aufgab. Dann stieß er es den Felsen hinab, daß es am Fuße des Berges, wo er hinaufgestiegen war, liegen blieb.

Mit dem Ende seines Bogens rieb er dann so lange über den Stamm einer abgestorbenen Tanne, bis sie Feuer fing und von der Wurzel bis zu den kahlen Zweigen in lichten Flammen stand.

Das Feuer erleuchtete die weite Höhle und er sah

zu seiner Verwunderung, daß die Decke des Gewölbes flimmerte und glitzerte und ganze Bündel von Lichtstrahlen auswarf. Als er näher trat und das Gewölbe untersuchte, fand er, daß es aus wunderbar gestaltetem Bergkrystalle bestand; große Krystalle lagen auch auf dem Boden umher, und er erkannte bald, daß dieser glänzende Stein alle andern, die er bisher gesehen, an Härte und Schönheit übertraf.

„Die Mondgöttin ist mit mir," sprach er zu sich selbst, „denn dieser Stein wird uns herrliche Dienste leisten. Wenn Alles bei meinem Volke geordnet ist, werde ich oft hinaufsteigen und von demselben holen."

Auf dem Boden der Höhle lagen aber nicht allein Krystalle, sondern auch die zerbrochenen und benagten Knochen von Bär und Auerochs, Wolf und Hirsch. Der große Wurm hatte diese Thiere im Kampfe erlegt und sie zum Fraß in seine Höhle geschleppt.

Helvetius legte sich nun an einer Stelle, wo er den Eingang überwachen konnte, nieder und dachte über die Gesetze nach. Manches stellte er auf, Manches verwarf er wieder, und als die Frist abgelaufen war, die er sich selbst gestellt hatte, war es nur ein einziges Wort, welches er zum Gesetze erheben wollte, das Wort „Gehorsam!"

Mit sich selbst im Reinen verließ er zur bestimmten Zeit die Höhle, stieg zum Fuße des Berges herab und legte den Wurm auf große Baumzweige, welche der Sturm abgeschlagen hatte, dann verließ er die öde Gegend und zog das Ungethüm auf der Schleife hinter sich her, bis er sein Volk erreichte.

II.

Auf einer Anhöhe blieb er stehen und schaute auf das Lager der Kelten zu seinen Füßen. Zu seiner Freude bemerkte er, daß Thurex Alles wohl geordnet und so eingerichtet hatte, daß sie vom Ueberfalle der wilden Thiere nicht überrascht werden konnten.

Jetzt bemerkte den Helvetius seine Gattin, die mitten

im Kreise der Frauen stand. Sie stieß einen Freudenruf aus und zeigte mit der Hand nach oben. Alles Volk sah ihn nun und jubelte ihm mit lautem Jauchzen entgegen. Helvetius aber stieg nun vollends nieder und wurde von der eintönigen Musik der Muschelhörner empfangen.

Thurex ging ihm eine Strecke entgegen und prallte zurück, als er das Ungeheuer auf der Schleife sah, welches noch im Tode durch seine Gestalt schreckte. Furcht ergriff auch die Uebrigen, und erst als sie sahen, daß es machtlos war, kamen sie näher und staunten über seine Größe; noch mehr aber über den Mann, der es erlegt hatte.

Nachdem sich die Unruhe gelegt hatte, bestieg Thurex einen Hügel und fragte ihn im Namen des gesammten Volkes, ob er die Königswürde annehmen wolle.

„Meine Brüder,“ rief Helvetius, „ich habe mich in der Höhle, wo ich diesen Wurm erlegte, mit dem Monde berathen und ich bin zu dem Entschlusse gekommen, Euern Wünschen zu willfahren, wenn Ihr Euch in das Nothwendige fügt. Wir befinden uns in einem Lande, dessen Gefahren uns nur zu einem geringen Theile bekannt sind. Dieses stinkende Ungethüm mag Euch die Wahrheit meiner Worte darthun, und wer kann sagen, ob es in diesen Einöden nicht schlimmere gibt. Wohlan denn, es sind alle Kräfte nothwendig, um sich solcher Unholde zu erwehren, und es darf nicht Jeder nur für sich da sein, sondern Einer muß für Alle und Alle für Einen stehen. Daraus folgt, daß ein Wille da sein muß, der Jeden zur Pflicht zwingen kann. Wollt Ihr das, so hebet zum Zeichen Eueres Einverständnisses die Hände empor.“

Thurex war der erste, welcher seine Hand emporhob; die Andern folgten ihm mit freudigem Jauchzen; aber es gab auch Einige unter ihnen, welche murrten und es nur zögernd oder gar nicht thaten.

Da nahm Helvetius abermals das Wort und sprach: „Es ist nicht genug, daß man Gehorsam gelobt, sondern

es muß auch mit freudigem Herzen geschehen, sonst fehlt die innere Einheit, aus welcher Mangel, Spaltung und Unglück entstehen. Ich weiß, daß es viele unter Euch giebt, welche dem Thurex mehr anhängen, als mir, und ich gebe ihnen vollkommen Recht, denn er ist würdig, König eines großen Volkes zu sein. Es würde zu nichts Gutem führen, wenn er und seine Anhänger mir nur widerwillig Gehorsam leisteten. Es werden Stunden kommen, wo Ihr lieber nicht gehorcht und wo Euch meine Strenge als Ungerechtigkeit vorkommen wird. Tritt dieses ein, so wird es nicht an Solchen fehlen, die sich gegen mich erheben, und ich würde sie tödten, wie ich diesen Wurm getödtet habe; aber es wäre damit nichts gewonnen, darum ist es in der That thöricht, schon gleich am Anfange den Saamen der Zwietracht zu säen.

Als ich in der Höhle lag und über Euer Wohlergehen nachdachte, da habe ich den Schwur gethan, nur über diejenigen, welche mir bedingungslos anhängen, König zu sein. Diesen Schwur gedenke ich zu halten, deßhalb schlage ich vor, auch den Thurex zum Könige zu machen. Wer zu ihm übertreten will, dem sei es nicht verwehrt, und wer bei mir bleiben will, der habe ebenfalls seinen freien Willen, aber wer einmal gewählt hat, der ist festgemacht für sich und seine Nachkommen. Thurex mag dann in eine andere Gegend ziehen, aber bevor er geht, soll zwischen den beiden Völkern ein Bund gemacht werden für ewige Zeiten, also, daß wir uns gegenseitig in allen Gefahren beistehen."

Die Anhänger des Thurex waren damit wohl zufrieden und traten auf dessen Seite; die Andern aber bewunderten die Klugheit und die Bescheidenheit ihres Königs und gaben mit großem Geschrei ihre Zustimmung zu erkennen.

Helvetius nickte zufrieden mit dem Kopfe und befahl, daß sich die beiden Haufen voneinander sonderten. Als dieses geschehen war, trat er zu einem Eichbaume in der Mitte des Lagers und langte aus den Zweigen einen irdenen Topf herab. Aus demselben nahm er einen

sonderbar gestalteten Stein aus grünem Serpentin, welcher in der Mitte einen breiten Fuß hatte, auf dem er stehen konnte. Von diesem Fuße lief nach beiden Seiten ein glattgeschliffenes, oben zugespitztes Horn aus. Beide Hörner neigten sich oben gegeneinander, und das Ganze hatte viel Aehnlichkeit mit einem Stierhaupte, aber der Stein sollte nicht den Stier versinnbildlichen, sondern die Hörner des Mondes.

Hierauf bohrte er seine Lanze tief in den Boden, steckte die Spitze derselben durch das Loch in der Basis des Mondgottes, beugte die Knie und legte die Hand zwischen die Hörner, indem er mit lauter, weithin vernehmbarer Stimme rief: „Ich schwöre, meinem Volke ein guter König zu sein und lieber Hungers zu sterben oder mich von den wilden Thieren zerreißen zu lassen, als daß ich es nicht hegte und pflegte, wie eine Mutter ihre Kinder pflegt. Sollte ich diesem Schwure jemals ungetreu werden, so mag der Gott, vor dem ich schwöre, mich mit dem Strahl des Blitzes und dem Schall des Donners tödten; er mag die wilden Thiere mir entgegensenden, daß sie mich in Stücke reißen und unter ihren Hufen zerstampfen. Die Berge mögen einen Regen von Felsen über mich ergießen, die Wasser in tobender Wuth mich verschlingen, die Erde sich auseinander thun und mich fressen!"

Als er den Schwur gethan und seine Hand zwischen den Hörnern hervorgezogen hatte, trat Thurex an seine Seite und leistete denselben Schwur. So auch thaten es die Männer, einer nach dem andern, nur die Weiber und Kinder nicht, denn sie waren auch ohne Schwur zum Gehorchen verbunden.

Nun nahm Helvetius den Mondgott wieder, hob und verbarg denselben in dem irdenen Topfe. Jetzt ergriff Helvetius die Hand des neuen Königs und machte mit ihm einen Bund auf ewige Zeiten. Nachdem sie dann gemeinschaftlich gegessen und getrunken hatten, nahm Thurex Abschied von Helvetius, und so thaten auch die Unterthanen des einen von denen des andern.

Freunde, die lange Jahre miteinander gelebt hatten, drückten sich jetzt vielleicht zum letzten Male die Hand, und nun zogen die einen gegen den heutigen Vierwaldstätter-See, während die andern am Zürcher-See zurückblieben.

Noch hatte der König nicht mit seiner Gattin Diba gesprochen, jetzt aber trat er zu ihr und gab ihr die Auszeichnung, die ihr als Königin zukam. Unsere heutigen Königinnen würden mit dem Schmucke kaum zufrieden sein, denn er bestand nur aus einer Schnur von Menschenzähnen, die der König bisher selbst um den Hals getragen.

Dann trat er zu den ältesten der Männer und befahl ihnen, sich im Kreise um ihn herumzusetzen, da er ihre Ansicht zu hören wünsche.

„Meine Freunde," hub er an, „wir werden bald die Erfahrung machen, daß wir stets gegen die wilden Thiere auf unserer Hut sein müssen. Lange Jahre, vielleicht immer, wird unser Leben ein Kampf gegen den Auerochsen, den Wisent, den Bären und den Wolf sein. Bald ist die Nahrung aufgezehrt, die wir aus Keltenland mit herübergebracht haben, dann werden wir gezwungen sein, mit Pfeil und Keule in den Wald zu ziehen, und der Krieg hat begonnen. Glücklicher Weise können wir die Gefahren verringern, wenn wir unsere Hütten nicht auf dem Lande, sondern auf dem Wasser aufbauen und den Bestien die Annäherung erschweren. Oder seid ihr der Meinung, daß wir auf dem festen Lande bauen sollen?"

Da erhob sich der alte Limmon, dessen weißer Bart fast bis auf die Füße ging, und sprach: „Mein König, wir können nicht auf dem Lande wohnen, denn wenn wir hinausziehen, um die wilden Thiere zu jagen, dann sind unsere Weiber und Kinder allein. Sie müssen einen natürlichen Schutz haben, und der ist am sichersten auf dem Wasser."

So war auch die Meinung der übrigen Männer. Als sie festgestellt war, wandte sich der König wieder

an Limmon und sprach: „Du hast bewiesen, daß Du Hütten bauen kannst, darum gebe ich Dir den Auftrag, zuerst die Hütten für die Weiber und Kinder zu errichten, und wenn diese fertig sind, auch für die Männer zu sorgen. Nimm Alle, die zu dieser Arbeit geschickt sind, zu Dir. Du sollst ihnen befehlen und sie sollen Dir gehorchen. Die übrigen aber sollen zwischen den Bäumen das Vieh hüten, auf daß wir Milch zum Trinken und junge Zicklein zur Speise haben. Jetzt aber laß uns den See befahren, damit wir den Ort aussuchen, der zur Anlage unseres Wasserdorfes geeignet ist."

Als dieses geschehen war, forderte der König alle Männer, welche Beile besaßen, auf, starke Aeste oder junge Tannen und Birken zu fällen, damit der Bau beginnen könne. Die Weiber aber sollten Körbe von Weidenruthen flechten, damit man Fische schöpfen und die Vorräthe verwahren könne.

Die Männer brachten ihre Beile zum Vorscheine, aber man darf sich darunter nicht solche Instrumente denken, wie sie heute in unserem Besitze sind, denn die Kelten jener Periode kannten kein Eisen, sondern ihre gesammten Geräthschaften bestanden aus hartem Steine, welcher nicht leicht brach, sondern Hieb und Stoß aushalten konnte.

Die Beile dieser Männer glichen einem breiten Meißel, der hinten in ein dickes, vierkantiges Ende auslief und vorne eine scharfe bogige Schneide hatte. Das dicke Ende war so fest in ein Hirschhorn eingeklemmt, daß es nicht losließ. Die wenigsten hatten ein Loch zur Aufnahme eines Stieles, sondern sie wurden beim Gebrauche in die Faust genommen und nicht geschwungen, sondern gestoßen. Einige aber waren mit dem hintern Theile in ein hartes Stück Holz geklemmt, das auf beiden Seiten so fest mit dürren Stricken umwunden war, daß es ganz fest hielt.

Limmon wies die Tannen und Aeste an, die sie fällen und abschneiden sollten.

Nun begann eine fieberhafte Thätigkeit. Vier Mann saßen zu gleicher Zeit um eine junge Tanne und pickten

mit großem Fleiße daran. Freilich ging die Arbeit wegen der Unvollkommenheit der Werkzeuge nur langsam von Statten, aber endlich stürzten die Tannen doch zusammen, und auch die Aeste fielen durchschnitten von den Bäumen herab.

Limmon prüfte jeden Baum und jeden Ast mit kritischem Blicke. Was vor seinen Augen keine Gnade fand, das ließ er bei Seite werfen, denn es handelte sich jetzt nur um die Pfähle, welche in den Seeboden eingesenkt werden sollten, um das ganze Pfahlwerk fest zu halten und sicher zu tragen. Diejenigen Stämme, welche zu dick waren, mußten in zwei oder vier Theile gespalten werden. Der Leser wird nun begierig sein, zu erfahren, wie sie dieses mit ihren unvollkommenen Werkzeugen fertig brachten, aber es ging hurtiger und geschickter, als man glauben sollte.

Die Männer hoben das dicke Ende des Baumes auf ein Felsstück und trieben mit Keulen oder schweren Steinen eine Axt in den Stamm. Damit dieselbe von den Schlägen nicht beschädigt wurde, legte man Grasbüschel oder dürre Zweige darauf. Immer tiefer drang die Axt ein; endlich entstand ein dünner Spalt, den man durch eine Steinmeißel offen hielt, während das Beil ein Stückchen weiter ging und den Spalt verlängerte, so daß er an dem dicken Ende des Baumes weit auseinander klaffte. Es wurde ein Ast oder ein Stein hineingeschoben und mit Kraft nachgedrückt; bald ging der Spalt von selbst weiter; man brauchte nur darauf zu achten, daß er stets in der Mitte blieb und nicht auf einer Seite auslief.

Der Tag ging unter dieser Beschäftigung zu Ende, aber als die Dämmerung anbrach, lagen schon eine hübsche Anzahl von Eichen-, Buchen-, Birken- und Tannenpfählen vorräthig da; auch die Frauen waren fleißig gewesen; unter Diba's Aufsicht hatten sie aus den Weiden, die in Menge am Ufer standen, eine Reihe schmaler aber hoher Körbe gemacht, die sich ganz vorzüglich zum Fischfange eigneten. Der See war in jener Zeit so voll von

beschuppten Fluthbewohnern, daß man nur einen Korb hineinzutauchen brauchte, um denselben gefüllt zurückzuziehen. Diba, obgleich sie eine Königin war, dünkte sich doch nicht zu vornehm, einen Versuch zu machen. Mit aufgeschürzten Kleidern ging sie bis an die Knie in's Wasser und tauchte ihren Korb hinein, und sieh, als sie wieder an's Land kam und das Wasser dem Geflecht entströmt war, fand es sich, daß der Korb bis nahe an den Rand voll von großen und kleinen Fischen war. Wie sie, so thaten auch die andern Weiber.

Der König stellte nun das Bild des Mondes auf und hieß die ganze Versammlung zu diesem ihrem Gotte beten. Helvetius war nämlich König und Priester in einer Person, wie es zwar nicht immer, aber doch zuweilen bei den Kelten vorkam. Zu Ehren des Mondes mußten bei diesem Gebete die Muschelhörner geblasen werden, dann wurde gekocht, und bei Vielen bestand heute das Hauptgericht aus Fischen des Sees.

Am folgenden Tage, als der Wind vom Lande auf den See blies, ließ der greise Limmon in die Höhlungen zweier ungeheurer Eichen Feuer legen, denn es war nicht allein bequem, immer Feuer bei der Hand zu haben, sondern es war auch nothwendig, das Ufer auf eine Strecke frei zu machen, damit sie säen und ernten konnten.

Nicht lange, so lagen die Kelten auf dem Boden ausgestreckt und schliefen fest; nur die Wachen hatten ein scharfes Auge auf das Lager. Bei den Männern lag ein Jüngling, welcher das langherabwallende Haar in einen Knoten geschlungen hatte. Er schlief nicht, denn sein Herz war voller Unruhe und Rachegefühl. Der Mann, welcher gestern zum Könige ausgerufen worden, war sein Todfeind, denn er hatte seinen Vater erschlagen. Livico, so hieß dieser Jüngling, war damals noch ein Kind gewesen, aber auf ihn war die Blutrache übertragen, und seitdem er größer wurde, dachte er nur an die Stunde, wo er den Mord rächen könne.

In dieser Nacht konnte auch Almantia, die hochgewachsene Tochter des Königs, nicht schlafen. Mit offenen

Augen lag sie an der Seite ihrer Mutter und schaute in den Vollmond, welcher wolkenlos am Himmel schwebte. Eine unerklärliche Unruhe bemächtigte sich ihrer und unaufhörlich kehrte der Gedanke wieder, daß ihrem Vater eine Gefahr drohe.

Zitternd erhob sie sich, verließ die Seite ihrer Mutter und den Kreis der Frauen und begab sich dorthin, wo der König unter einer breitkronigen Buche schlummerte. Mit dem Rücken gegen den Stamm gelehnt, lauschte sie auf seine Athemzüge, und da sie ruhig und regelmäßig gingen, so beruhigte sie sich und schlief ein.

Livico, dessen Rache sich mit jeder Sekunde steigerte, erhob seinen Kopf ein wenig und spähte nach den Wächtern, die in gemessenen Schritten auf- und abgingen. Ihre Blicke richteten sich weniger auf die Gruppe der Schlafenden, als auf den Wald, denn nur von dorther konnte Gefahr kommen, nicht von den eigenen Brüdern.

Jetzt trat eine große Wolke vor den Mond und beschattete denselben so sehr, daß es ringsumher dunkel wurde; nur die brennenden Bäume verbreiteten Licht, aber dieses fiel nicht nach der Seite des Lagers hin. Da erhob er sich leise, durchbrach den Kreis der Schlafenden und trat in das Dunkel der Tannen.

Hier untersuchte er die Waffen, welche an seinem Gürtel hingen. Es war ein Steinhammer darunter, welcher vorn in eine scharf geschliffene Spitze zusammenlief und hinten eine breite Fläche hatte. In der Mitte befand sich ein Loch, in welchem ein starker Stiel von Eichenholz steckte. Diesen Hammer bestimmte er als Mordwaffe, löste denselben vom Gürtel und schwang ihn zähnefletschend in den Lüften. Dann näherte er sich dem Orte, wo der König schlief und hatte Acht, daß die Zweige nicht knackten und daß die Steine unter seinen Füßen nicht bergabwärts rollten.

Jetzt hatte er die Buche erreicht; mit verzerrten Zügen beugte er sich zu dem Schlafenden herab und suchte die Stirne, um dieselbe mit einem Schlage zu zermalmen. Schon erhob er den Hammer und holte mit

Kraft aus; da erwachte Almantia und sah den Mörder mit dem hochgeschwungener Mordwaffe.

Wie ein Pfeil schnellte sie empor und ergriff seinen Arm. In diesem Augenblicke blies der Wind in die brennenden Bäume und der Feuerschein erleuchtete die hohe Gestalt der Jungfrau. Schrecken und Verwirrung lähmten des Mörders Arm und Zunge. Schlaff sank die Hand mit dem Hammer und wie gelähmt stand er der zornstrahlenden Jungfrau gegenüber.

Sie legte die Hand auf den Mund und bedeutete ihm zu schweigen, damit der Vater nicht erwache. Willenlos ließ er sich von ihr hinwegziehen. Im Dunkel der Bäume und weit genug vom Lager entfernt, daß sie nicht gehört werden konnte, stand sie stille und sprach mit vernichtendem Tone: „Livico, Du bist kein Held, sondern ein feiger Mörder. Seit wann ist es bei den Kelten Sitte, daß sie ihren Feinden im Schlafe auflauern und sie wehrlos tödten?"

Livico antwortete nicht; die Majestät der Jungfrau machte ihn am ganzen Leibe zittern.

„Ich bin ein Elender," sprach er endlich stotternd, fiel ihr zu Füßen und streckte ihr den Hammer entgegen. „Ich wollte meinen Vater rächen," fuhr er fort, „aber eine höhere Macht hat es verhindert. Nimm den Hammer und zerschmettere mir den Kopf, damit ich nicht noch einmal in Versuchung komme, ein Mörder zu werden."

„Der Mond möge mich vor einem solchen Verbrechen bewahren," entgegnete sie. „Ein Mann deiner Art verdient es nicht, von der Hand eines Weibes berührt zu werden. Er muß in den Kreis der Männer treten, um von ihnen gerichtet zu werden. Jeder freie Kelte hat dann das Recht, gliedweise mit ihm zu verfahren und ihn unter den schrecklichsten Martern zu tödten."

„Ich fürchte den Tod nicht, Almantia," gab er zur Antwort, „aber ehe ich mein Andenken einer solchen Schande preisgebe, renne ich mir die Stirne an den Felsen ein. Uebe Gnade an mir Nichtswürdigen! überantworte mich nicht dem Gerichte! Sage Du selbst, wie

ich das Verbrechen sühnen soll. Ziehe nicht die Männer in das furchtbare Geheimniß, sondern laß es zwischen Dir und mir begraben sein!"

Almantia antwortete nicht sogleich, sondern dachte nach, dann entgegnete sie: „Schrecklich wäre es, wenn unser Stamm, ehe noch seine Hütten fertig sind, durch die Hinrichtung einer seiner Söhne befleckt würde. Ewig würde Dein Name mit Schande bedeckt, ewig aber auch der ganze Stamm mit Makel behaftet sein! Die Nacht ist stille; Niemand vermißt Dich jetzt und keiner hat eine Ahnung von Deinem fluchwürdigen Vorhaben. Gehe unter dem Schutze der Dunkelheit hinweg und lebe in der Einsamkeit, bis sich Dein Herz geläutert hat. Kehre aber nicht wieder, bis Du dem Monde geschworen hast, nicht ein Störer, sondern ein Förderer des Gemeinwesens zu sein. Mein Mund wird stumm sein, aber meine Augen werden wachen, daß nicht abermals Dein Hammer sich zum Morde schwingt."

„O fürchte das nicht, Almantia; ich gehe in die Einöden der Gebirge, um das Verbrechen zu büßen und Verzeihung zu erhalten. Erst, wenn ich etwas Großes zum Nutzen des Stammes gethan habe, kehre ich zurück."

Er verschwand in der Nacht, aber er war noch nicht weit gegangen, als Almantia ein Jammergeschrei hörte. Es konnte nur von seinen Lippen ausgestoßen sein, weil sonst keine Menschen im Walde waren. Sie lief dem Geschrei nach und kam bald unter einem Baume an, wo sie ihn mit einer dunkeln Gestalt ringen sah. Als sie näher hinschaute, fand sie, daß es ein riesiger Bär war. Das Thier stand auf den Hinterfüßen nnd hielt ihn mit den vorderen Tatzen so fest umschlossen, daß ihm der Athem ausging. Schon hörte sein Geschrei auf, und nur ein leises Aechzen war noch vernehmbar. Es war die höchste Zeit, ihm zu Hülfe zu kommen, wenn er nicht unter der Umarmung der blutdürstigen Bestie sterben sollte.

Rasch riß sie den Steinhammer von seiner Seite, faßte den Stiel mit beiden Händen und zerschmetterte dem Bären den Kopf. Das Thier stürzte zusammen und

bedeckte Livico mit seinem Leibe. Sie wälzte den Leichnam von ihm ab und half ihm auf die Beine.

„Dank, Dank!" stammelte Livico. „Du hast mich heute zweimal vom Tode gerettet. Nimmer werde ich das vergessen!"

„Schweige von Dank!" sagte sie. „Gehe, büße, verrichte würdige Thaten und kehre gereinigt zurück."

Den blutbefleckten Steinhammer vom Boden aufraffend, ging er langsam dem Gebirge zu und gelangte in die Höhle, wo Helvetius den Wurm erlegt hatte. Almantia aber eilte zum Lager zurück, und als sie sich überzeugt hatte, daß der König noch schlief, schlich sie durch die Reihen der Schlummernden und legte sich zur Seite der Mutter nieder.

III.

Kaum erhob sich die Sonne, so gingen die Männer wieder an die Arbeit, Bäume zu fällen und zu spalten; die Weiber aber setzten das Körbeflechten fort, und einige beschäftigten sich damit, groben Flachs zu spinnen. Die Vorrichtung dazu war eine sehr einfache, denn sie schlugen den Flachs um den Stamm einer jungen Tanne, zogen die Fäden aus, netzten dieselben mit dem Finger und drehten sie zusammen; dann wurde der also verstärkte Faden um eine kleine Wirtel von Stein geschlungen und mit der Linken gedreht, während die Rechte die Fäden zog. War so viel gesponnen, daß der Wirtel den Boden erreichte, dann mußte der Faden aufgewickelt werden, ehe das Spinnen fortgesetzt werden konnte.

Mit Eifer setzten die Männer ihre Arbeit fort; aber der greise Limmon machte jetzt verschiedene Abtheilungen. Während die eine fortfuhr, die Stämme zu schlagen und zu spalten, mußte eine andere die langen Pfähle mit ihrem dünnern Ende in die Feuer der brennenden Bäume halten, damit sie anbrannten und die äußere Schicht verkohlte. Sie wurden hierauf mit den steinernen Beilen und Meißeln gespitzt, damit sie desto

besser in den Boden gerammt werden konnten. Jetzt ließ er auf dem Wasser aus Baumstämmen ein Floß erbauen. Zehn Fuß hoch lagen die Stämme übereinander, und dies war wegen des Einrammens nothwendig. Als das Floß fertig war, brachte man große, harte Steine, die so schwer waren, daß sie mit beiden Händen gehoben werden mußten. Sie sollten beim Einrammen als Hämmer verwendet werden.

Nun fuhren sie mit dem Floß auf den See, und als Limmon die Stelle bezeichnet hatte, wo die Hütte der Königin stehen sollte, wurden die Pfähle durch das Wasser in den Boden gestoßen, wo sie anfangs auf weichen Schlamm gelangten, aber sie schlugen mit Macht auf die Köpfe der Pfähle und trieben sie so tief in den Boden, daß sie wie eine Mauer standen. Die meisten mußten zehn Fuß und darüber gesenkt werden.

Endlich stand das Fundament der Hütte; die Pfähle gingen im Kreise und ließen hier und dort Zwischenräume, so daß die Fische hindurchkonnten; in der Mitte aber befand sich ein ziemlich großes Loch, in welchem keine Pfähle standen. Nur wenige Fuß ragten die Stämme über Wasser.

Jetzt ließ Limmon den Fußboden machen. Er bestand aus dicht nebeneinander gelegten Rundhölzern, die durch einzelne, höher vom Seeboden aufragende Pfähle gehalten wurden. Die Zwischenräume wurden mit Schlamm, getrocknetem Grase, Binsen u. dgl. verstopft. Auf diesen ersten Fußboden folgte ein zweiter und ein dritter, und nun war der Unterbau fertig. Auf diesen kamen Bretter zu liegen, welche mit langen hölzernen Nägeln an den Boden befestigt wurden.

Mit dem Aufbau des Pfahlrostes war der Tag vergangen, und erst, als man sich wieder im Lager sammelte, vermißte man Livico. Niemand als Almantia war Zeuge seines Verschwindens gewesen, und diese hielt treu das Versprechen, welches sie dem Jünglinge gegeben.

Einige, welche seine Abneigung gegen Helvetius kannten, glaubten, er sei zu Thurex gegangen, aber man

begriff nicht, warum er dem Helvetius den Eid der Treue geschworen. Er hatte sich ja ungehindert entscheiden können.

„Er ist von wilden Thieren zerrissen worden," rief jetzt einer in die Versammlung hinein. „Im Wald liegt ein erschlagener Bär. Er wird ihm den Garaus gemacht haben und nachher in die Klauen anderer Bestien gefallen sein."

„Wir müssen ihn aufsuchen," sprach der König, „denn es ist unsere Pflicht, daß wir Jedem unsern Schutz angedeihen lassen."

Sie durchsuchten hierauf den Wald mit Fackeln, aber sie fanden keine Spur von ihm. Das wilde Gethier aber zog sich vor dem unbekannten Anblicke der Feuergluthen heulend von dannen.

„Morgen wollen wir weiter suchen," sprach der König; „heute bedürfen wir des Schlafes."

Am folgenden Tage durchstreifte abermals eine Abtheilung den Wald, während die Andern mit dem Bau der Hütte fortfuhren. Von Livico wurde keine Spur gefunden, aber die Hütte stand bald fertig da.

Die Wände waren aus aufeinandergelegten Baumstämmen gebaut; die Zwischenräume mit dürrem Gras, Laub, Zweigen und Morast ausgefüllt, so daß das Ganze fest und dauerhaft wurde. Rings um die Hütte lief eine breite Gallerie mit einem Geländer und im Innern der Hütte, mitten im Fußboden, befand sich eine Fallthüre, die auf das Wasser führte. Wenn man dieselbe öffnete und einen Korb hinabließ, so zog man denselben voller Fische hinauf. Die Bewohner konnten also niemals in Hungersnoth gerathen. Wenn der Wald keine Beute bot, lieferte der See Nahrung in Fülle.

Diba zog mit ihren Kindern in die Hütte und stattete dieselbe mit den einfachen und wenigen Thongefäßen aus, die zum Kochen und zum Aufbewahren von Gegenständen unentbehrlich waren. In einem Theile des Hauses war aus Steinplatten ein Herd zum Kochen eingerichtet, aber ein Rauchfang war nicht vorhanden; der

Qualm nahm seinen Weg durch die Thüre oder suchte durch die Ritzen im Dache zu entkommen, wie es heute noch in den meisten Sennhütten der Fall ist.

Wir wollen dem Fortgange der einzelnen Bauten nicht folgen. In kürzerer Zeit, als man es hätte vermuthen sollen, stand das Wasserdorf auf dem Spiegel des Sees. Es war eine stattliche Niederlassung von vielen Häuserreihen, die dem See ein ganz neues Aussehen verliehen. Die Hütten waren miteinander durch Brücken verbunden; Brücken, welche nach Belieben abgeworfen werden konnten, führten auch zum Lande, das Ganze aber war mit einem Zaun von Palisaden umgeben. Die Hütten der Männer standen allein, die der Weiber ebenfalls. Damit die Kinder beim Umherlaufen auf den Planken außerhalb der Hütten nicht in's Wasser stürzen konnten, waren sie mit einem Fuße in einer Schlinge befestigt.

Helvetius gab den Befehl, daß der Wald, welcher noch bis dicht an das Wasser ging, zum Theil niedergebrannt werde. Die Männer gingen deßhalb über die Brücke, sammelten große Haufen von Laub und dürrem Reisig und zündeten dieselben an. Himmelhoch schlug die Flamme empor und leckte an den Baumstämmen hinauf, deren Kronen bald in wilder Gluth knisterten und flackerten. Weithin dehnte sich der Brand aus und wurde zu einem wogenden Feuermeere. Allenthalben rauschte, knisterte und flackerte es.

Die Bären, die Luchse, die wilden Katzen, die Eichhörnchen, welche im Laube der Bäume ruhten, lernten die Gefahr erst kennen, als sie vom Rauche fast erstickt wurden.

Bald widerhallte der ganze Wald von lautem Geheul; der Wolf, der Eber, der Hirsch, der Auerochse, der Wisent, — Alles rannte mit dem Bestreben, sich vor den lodernden Flammen zu retten, von dannen. Das Knacken der Zweige, das Aufschlagen der Hufe, das todesängstliche Geschrei, das Rollen der Steine, welche von den Hufen getroffen wurden — alles das brachte

einen ganz entsetzlichen Lärm hervor, der selbst die Bewohner des Pfahldorfes mit Schrecken erfüllte. In Haufen standen sie an den Palisaden, schauten zu dem brennenden Walde hinüber und horchten auf das unbekannte Getöse.

Als nach einigen Tagen der Boden erkaltet war, hielt Helvetius einen Rundgang in allen Hütten und ließ sich den Vorrath von Waizen und Gerste zeigen, den ein Jeder zur Speise aufgehoben hatte. Es war weniger, als er geglaubt hatte, denn auf der Wanderung war stark davon gezehrt worden; dennoch erhob er von Jedem ein paar Hände voll Waizen und zweizeilige Gerste. Knaben trugen dieselbe in Körben hinter ihm her; er ließ sie über die Brücke an das Land bringen und befahl den Männern, daß sie den Boden lockern und die Asche untergraben sollten.

Sie kannten den Pflug noch nicht und besaßen keine Spaten und keine Hauen, aber sie waren daran gewöhnt, alle ihre Arbeiten mit den einfachsten Geräthen zu verrichten. Von den zugespitzten Pfählen lagen noch viele umher, die nicht zur Verwendung gekommen waren. Diese stießen sie in den Boden und wühlten damit den Grund um. Mit der Sorgfalt, welche heute auf den Ackerbau verwendet wird, ließ sich die Thätigkeit nicht vergleichen, aber sie verrichteten sie nach bester Kenntniß und alter Gewohnheit. Als der Acker auf diese Weise umgebrochen war, theilte ihn Helvetius in zwei gleich große Stücke und besäte das eine mit Waizen, das andere mit Gerste. Dann holten die Jünglinge große Dornzweige aus dem Walde, beschwerten diese mit Steinen und zogen sie über den Acker, also, daß die langen Dorne das Erdreich ritzten, die Schollen verkleinerten und die Saat mit einer dünnen Schicht Erde bedeckten.

In allen Hütten begann nun eine große und geschäftige Thätigkeit. Steine, welche mit dem Steinhammer bereits so weit zurechtgehauen waren, daß sie leichter geschliffen werden konnten, Knochen von starken Thieren und die Geweihe von Hirschen befanden sich fast in

jeder Hütte, und wo dieses Material nicht vorhanden war, da fand sich bald ein Freund, welcher von seinem Ueberflusse mittheilte. In jeder Hütte befanden sich auch eine oder mehrere Steinplatten von Sandstein, die sich zum Schleifen besonders eigneten. Die meisten waren schon lange gebraucht, denn es befanden sich Höhlungen in denselben, aber sie wurden so sorgfältig aufgehoben, wie heut zu Tage goldene oder silberne Gefäße.

Alle offenbarten bei dieser Arbeit großes Geschick, denn sie waren von Jugend auf darin geübt. Der König ging von Einem zum Andern, schaute zu, lobte die Geschickten und Eifrigen und tadelte die Andern. Zuweilen legte er auch selbst Hand an und zeigte, wie man zu Werke gehen müsse. So entstanden die Steinbeile und die Meißel von so verschiedenartiger Gestalt und Größe. Wenn sie fertig waren, wurden sie mit einer starken Handhabe von Hirschhorn versehen und mit Flachs und Asphalt befestigt.

In den Museen werden heute noch eine Menge von Gegenständen aufbewahrt, die man aus den Pfahlbauten hervorgezogen hat. Man muß über die Schönheit derselben staunen; wir würden mit all' unserer Bildung und Geschicklichkeit wohl kaum im Stande sein, so zierliche Messer, so feine Stechwerkzeuge aus Stein, Hirschgeweihen und Thierknochen zu verfertigen.

In den Hütten wurden auch Dolche, Lanzenspitzen, Pfeilspitzen mit Wiederhaken, Harpunen, überhaupt Alles verfertigt, was im Kriege, auf der Jagd und im Haushalte gebraucht wurde. Helvetius war mit ihren Arbeiten sehr zufrieden und kehrte mit freudigem Lächeln in die Hütte seines Weibes ein, um das Mahl zu sich zu nehmen.

Diba und Almantia waren eben mit der Zubereitung desselben beschäftigt. Auf dem Herde brannte ein großes Feuer, denn am Holze brauchten die Kelten nicht zu sparen; sie hatten nur die Mühe des Fällens und Herbeischaffens. Als das Feuer in voller Gluth war, nahm Diba eine Anzahl glatter Steine, die sie zwischen die

Kohlen legte, damit sie durchglüht würden; dann füllte sie einen irdenen Topf, der keinen Fuß hatte, sondern unten rund war, mit Waizen, schob einen irdenen Kranz in die Kohlen, setzte den Topf darauf und begann den Waizen so lange mit einem Stecken umzurühren, bis er einigermaßen geröstet war.

Den also gerösteten Waizen nahm Almantia an sich, um denselben zu quetschen und zu verkleinern. Vor ihr stand ein schwerer Stein, welcher in der Mitte eine Vertiefung hatte. In diese schüttete sie eine Handvoll Waizen, nahm einen kleinern Stein, der in die Höhlung des größern ziemlich paßte und rieb und quetschte die Körner, bis sie gebrochen oder zerdrückt waren. So fuhr sie fort, bis all der geröstete Waizen zerquetscht war. Diese Masse that sie in einen irdenen Topf und goß unter Umrühren so viel Milch dazu, daß es ein steifer Brei wurde.

Jetzt zog Diba die heißen Steine aus dem Feuer, ließ sich von Almantia den Teig reichen und rollte denselben in Kugeln, die sie nachher zu runden Kuchen formte und auf die mit Asche bestreuten Steine legte. Bald waren sie gar, aber natürlich war auch die Unterseite mit Asche belegt. Die Kelten nahmen es indeß nicht so genau, wie ihre verfeinerten Nachkommen. „Ein wenig Dreck scheuert den Magen," sagt ein Bauernsprichwort. Vielleicht ist dasselbe in jener Zeit entstanden und hat sich bis in die unsrige fortgeerbt.

Helvetius, obschon er ein König war, ließ sich dieses Gericht trefflich schmecken und lobte seine kluge Hausfrau wegen ihrer guten Küche. Diba war stolz auf dieses Lob; es galt ihr mehr, als die Königskrone. Mit freudigem Herzen bereitete sie die Streu für ihre kleinern Kinder, dann gingen sie alle zur Ruhe. Der König aber begab sich in seine eigene Hütte.

IV.

Während sich in dem neuen Pfahldorfe langsam die Verhältnisse vollkommener gestalten, wollen wir zusehen, was mit Livico vorgeht. Als er in jener uns bekannten Krystall-Höhle erwachte, setzte er sich in den Eingang derselben und dachte über seine Lage nach.

Wie die helle Sonne stand das Bildniß der Jungfrau vor ihm, die ihn an der schrecklichen That verhindert und die ihm großmüthig das Leben gerettet, obschon er nach dem ihres Vaters getrachtet. Es wäre ihm in jener Stunde leicht gewesen, sich von ihr durch einen Schlag seines Hammers zu befreien, aber sie hatte vor ihm gestanden wie eine höhere Macht, wie ein Wesen, vor dem alles Lebendige zittern mußte, und er hatte sich in Furcht und Demuth gebeugt. Aus seinem sonst so starken Arm war alle Kraft gewichen, aus seiner Seele aller Muth, und so war es gekommen, daß er um ein Haar dem Bären erlegen wäre. Letzteres schmerzte ihn fast mehr, als alles Andere, aber sein Schmerz wurde gemildert durch die Hand, die ihn befreite. Gleichwohl übergoß sich sein Gesicht mit der Purpurfarbe der Scham, und er gelobte sich, so zu leben und zu handeln, daß er seiner Retterin würdig werde. Wie er das beginnen solle, das wußte er noch nicht; aber er wollte nicht eher zurückkehren, bis er eine große That vollbracht und dadurch sein Verbrechen gesühnt habe.

Langsam erhob er sich, aber er wanderte nicht thalabwärts, sondern höher das Gebirge hinauf. Um Speise und Trank sorgte er nicht, denn sein Pfeil traf sicher den Vogel in der Luft und den Auerochsen auf der Ebene. Ueberall sprangen muntere Quellen aus dem Boden, rauschten Wasserfälle aus der Höhe; er brauchte nur die hohle Hand in das Wasser zu tauchen, so hatte er einen erfrischenden Trunk.

Mit schweren Sorgen belastet ging er weiter. Unermeßlich war der Wald, in dem er sich befand; nirgends hatte er eine Aussicht; vor ihm, hinter ihm und zu

beiden Seiten drängte der eine Stamm den andern und unter den Zweigen war es so dunkel, daß er Mühe hatte, die Steine und Felstrümmer zu sehen, die ihm vor den Füßen lagen.

Der Wanderer, welcher die Schweiz in ihren abgelegenen Theilen besucht hat, weiß, daß es auf den Saumpfaden oft eine unbeschreibliche Anstrengung kostet, um weiter zu kommen; er kann sich also vorstellen, wie es damals aussah, wo es weder Straßen, noch Saum- oder Fußpfade gab, wo nur die Auerochsen ihre Pfade austraten, um zur Tränke zu gehen. Auf gut Glück kletterte er an den Felsen hinauf; manchmal gelangte er plötzlich an einen steilen Abgrund, der Hunderte von Fuß in der gähnenden Tiefe lag. Dann mußte er wieder umkehren und einen andern Pfad suchen, der oft nicht weniger lebensgefährlich war.

Gegen Mittag empfand er einen unbezwinglichen Hunger; da nahm er seinen Bogen von der Schulter, legte einen von seinen steinernen Pfeilen darauf und wartete auf das erste Thier, welches ihm in's Gehege kam. Dies war ein Steinbock mit gewaltigen, gekrümmten Hörnern. Das Thier war auf eine Felsnadel hinaufgeklettert, welche senkrecht über einem klaffenden Abgrunde stand. Neugierig schaute es auf Livico nieder, denn ein Wesen seiner Art hatte es noch nicht gesehen. Hätte dieses Wesen Hörner gehabt, so würde der Steinbock herabgestiegen sein und mit ihm gekämpft haben; da dieses aber nicht der Fall war, so wurde er nur von dem Gefühle der Neugierde belebt und hatte keine Ahnung von der Gefahr, welche ihm drohte.

Livico aber betrachtete die Thiere des Waldes als allgemeines Eigenthum; er spannte den Bogen und jagte dem stattlichen Wilde den tödtlichen Feuersteinpfeil in die Brust. Ohne einen Laut von sich zu geben, stürzte es zusammen, rollte den Felsen herab und lag zu seinen Füßen. Wäre er noch in der Ansiedlung der Kelten gewesen, so würde er das erlegte Thier ausgeweidet und seine Hütte getragen haben; aber das hatte jetzt keinen

Sinn. Für den Ausgestoßenen, dessen Fuß nur flüchtig eine Stätte berührte, genügte ein kopfgroßes Stück. Wenn der Hunger sich wieder meldete, dann brachte ihm sein Pfeil neue Nahrung.

Das Steinmesser aus dem Gürtel nehmend, schnitt er ein Stück Fleisch aus der Lende des Thieres, zündete Feuer an und briet das Fleisch in den Kohlen. Köche und Feinschmecker gab es damals noch nicht und Livico gehörte überhaupt nicht zu den wählerischen Essern. Das Mahl war bald gehalten, und er war im Begriffe, seinen Weg fortzusetzen, als sich ein eigenthümliches Schauspiel vor seinen Augen entwickelte. Eine Schaar Wölfe war von dem Geruche des Fleisches angelockt worden und verließ jetzt die dunklen Schluchten, um sich über die Beute her zu machen.

Livico hörte zu seinen Füßen ein dumpfes, widrig klingendes Heulen, und als er hinabschaute, sah er die Blutlechzenden aus der Tiefe den Berg hinaufstürmen. In der Hast suchte der Eine dem Anderm zuvorzukommen, und da die Freßgier sie blind machte, so gaben sie nicht Acht auf ihre Umgebung, sondern stießen und drängten sich, daß das lose Geröll unter ihren Füßen nachgab und mit donnerndem Gepolter den jähen Abhang hinunterstürzte. Mit den Steinen aber fielen auch einige Wölfe, kollerten von Absatz zu Absatz und kamen zerschmettert in der Tiefe an. Kaum berührten sie den Boden, so wurden sie von nacheilenden Brüdern ergriffen, in Stücke gerissen und verzehrt, aber während sie noch mit dem unnatürlichen Fraße beschäftigt waren, wurden sie von größeren Felsstücken erschlagen.

Grausen erfaßte Livico, denn wie die Wölfe thaten, so war er ebenfalls im Begriffe gewesen, zu handeln, nämlich seines Gleichen von der Erde zu vertilgen. „Auch mich," dachte er, „würde der Hammer zermalmt haben, mit dem ich Helvetius erschlagen wollte."

Die Gestalt der Jungfrau tauchte wieder vor ihm auf, und sie schien ihm von einem himmlischen Glanze umflossen zu sein. Indessen hatten ein Dutzend Wölfe

den Leichnam des Steinbocks erreicht, machten sich über denselben her und rissen große Stücke aus seinem Leibe; aber nicht ungestört sollten sie sich des Raubes erfreuen, aus den Lüften rauschten riesige Geier herab, die sich ebenfalls ihren Theil von der Beute holen wollten. Nun kam es zu einem furchtbaren Kampfe. Die Geier schlugen ihre Klauen in den Rücken der Wölfe, und das Fleisch der Unholde verschmähend, flogen sie mit denselben hoch empor. In der Luft hielten sie über einem nackten Felsen stille und ließen die Besiegten aus den Klauen herabfallen. Klatschend schlugen die Körper auf und wurden zermalmt; Hirn und Blut floß an den Wänden des Felsens nieder.

Die Sieger kehrten zurück, geriethen aber nun unter sich in Streit und machten mit den Klauen und den Flügeln ein furchtbares Getöse, bis endlich jeder seinen Theil hatte und schwer beladen zu seinem Horste aufflog.

Ein Wolf, ein grimmiges, großes Thier hatte sich verspätet und kam auf dem Platze an, als die Beute bereits entführt war. Die liegen gebliebenen Stücklein verschlang er mit Gier; aber das Blut reizte nur seinen Gaumen und erhöhte die Freßgier. Mit funkelnden Augen schaute er um sich her und gewahrte Livico, der bereits mit seinem Steinhammer schlagfertig dastand. Er hatte der Jungfrau versprochen, durch Thaten sein Verbrechen zu sühnen, und er war fest entschlossen, ihrem Wunsche bei jeder Gelegenheit nachzukommen. Als der Wolf gegen ihn ansprang, sauste sein Hammer nieder und das Thier, auf den Schädel getroffen, stürzte betäubt zu Boden; aber bald erhob es sich mit größerer Wuth, und es bedurfte seiner ganzen Stärke und Kaltblütigkeit, um es zu erlegen.

Mit einem Gefühle der Befriedigung wanderte er weiter, aber sein Fuß wurde bald durch schauderhafte Abgründe, bald durch steilrecht emporstrebende Felsen, bald durch Wasserfälle und rauschende Ströme gehemmt. Tagelange Umwege mußte er machen, um in der Richtung zu bleiben, die er sich einmal vorgesetzt hatte. Zuweilen ge-

lang es ihm, über einen umgestürzten Baumstamm einen Fluß zu passiren; zuweilen aber mußte er auch eine Tanne fällen und sie von Felsen zu Felsen legen, um von der einen Seite auf die andere zu gelangen. War die Strömung nicht zu reißend, so schwamm er durch die Gewässer, und seine Kleider trockneten wieder im Winde und an der Sonne.

Stets von Gefahren umgeben, und in die Nothwendigkeit versetzt, mit wilden Thieren zu kämpfen, erlangte er nach und nach eine große Geschicklichkeit in der Bezwingung der Bestien, und sein Muth wuchs so sehr, daß er vor dem größten Ungethüme nicht zurückschreckte. Wochenlang war er gewandert; seine Füße waren geschunden, seine Kleider zerrissen, und er mußte in einer grausigen Einöde liegen bleiben, wo ihm Hunger und Durst schrecklich zusetzten. Es war ihm fast nicht mehr möglich, über die spitzen Steine zu wandern, denn bei jedem Tritte bluteten seine Füße. Da schälte er einen Baum und machte sich von der Rinde eine Art von Sandalen; aber sie waren unbequem und boten ihm keinen Halt auf den schmalen Felspfaden.

Eines Tages, da er sich der Schneegrenze näherte, fand er zwei Bären im Kampfe mit zwei großen Edelhirschen. Für die letztern nahm er Partei und war im Begriffe, seinen Hammer gegen die Bären zu schwingen, als er über seinem Haupte ein furchtbares Getöse vernahm. Er blickte empor und gewahrte in unermeßlicher Höhe, daß ein Theil des Felsens den Zusammenhang verloren hatte und niederstürzte.

Die Kämpfenden hielten inne, lauschten einen Augenblick und stürzten von dannen. In dem Fuße des gewaltigen Berges war eine Höhle, in welcher die Hirsche und die Bären verschwanden. Er setzte ihnen nach, aber kaum hatte er die Höhle erreicht, als die Steine von der Höhe mit so furchtbarem Krachen und Poltern niederstürzten, daß der Felsen bebte. Zu seinem Schrecken wurde der Eingang der Höhle verschüttet und er war lebendig begraben.

Eine Untersuchung zeigte ihm bald, daß das Gestein berghoch vor dem Eingange lag und daß es ein thörichter Gedanke war, von dieser Seite Befreiung zu hoffen.

An seinem Gürtel hingen neben den Waffen Stöcke trockenen Holzes, mit denen er Feuer machen konnte. Er that es auch jetzt, denn er wollte die Feinde sehen, um sich ihrer erwehren zu können. Bald loderte ein blaues Flämmchen auf, und er sah zu seiner Freude, daß sich ein schwerer Baumstamm in der Höhle befand. Wahrscheinlich hatte derselbe früher im Eingange gestanden und war bei einem Sturme abgebrochen und hineingetrieben worden. Er zündete denselben an dem dicken Ende an und konnte nun sein Gefängniß überschauen. Es war sehr hoch und geräumig und hätte den sämmtlichen Ansiedlern seines Stammes Raum geboten. Die beiden Bären hatten sich in einem entfernten Winkel niedergekauert; sie zitterten noch, und das Feuer schien ihnen neuen Schrecken einzujagen. Die Hirsche lagen an der entgegengesetzten Seite; sie zitterten ebenfalls und schauten mit Furcht und Verwunderung in die Flammen.

Während er sich diesen Ueberblick über seine Lage verschaffte, begann es von Neuem, und diesesmal noch schrecklicher zu poltern. Die Höhle erbebte bis in ihre Grundfesten, und die Thiere sprangen heulend auf ihre Füße. Von der andern Seite der Höhle kam ein scharfer Luftzug, der das Feuer anfachte. Da erhob Livico mit freudestrahlenden Blicken sein Haupt, denn er vermuthete, daß sich nach dieser Richtung hin ein Ausweg finden werde. Vorsichtig ging er an den Bären vorüber und hielt sie fest im Auge, aber sie machten keine Miene, ihn anzufallen.

Die Höhle verengte sich in ihrem Hintertheile; er kam in einen Tunnel, der in vielen Krümmungen durch den Berg führte, wie es in den Alpen so häufig der Fall ist. Nach einiger Zeit hörte er in einiger Entfernung heftiges Gebrüll wie von einem Sturzbache, der in ein tiefes Becken hinabstürzt. Noch einige Schritte, und die Dämmerung, durch welche er bisher gewandert war, erhellte sich. Das Rauschen wurde mit jedem Schritte

stärker, und jetzt befand er sich einer Felsspalte gegenüber, durch welche das helle Sonnenlicht drang. Die Oeffnung war kaum groß genug für seinen Körper, aber einige Schläge seines Hammers genügten, das morsche Gestein abzubröckeln und ihm Raum zu schaffen.

Einem Manne, der in seinem Sarge wieder zum Leben erwacht, konnte es nicht freudiger zu Muthe sein; laut jauchzend trat er hinaus und befand sich hinter einem Wasserfalle, der in breiter Masse von der Höhe in den Abgrund stürzte. Hinter dem Wasser hergehend, befand er sich in einem dichten Bergwalde, und über ihm erhob sich ein breites Schneehaupt. Freudigen Herzens schritt er weiter, denn er war wie durch ein Wunder einer schrecklichen Gefahr entronnen. Auf dem Wege trat er so heftig auf einen spitzen Stein, daß sein Fuß wieder zu bluten begann. Da blieb er stehen und faßte den Plan, sich die Hirsche dienstbar zu machen.

Ringsum stand frisches langes Gras, von dem er eine Last ausraufte und es in die Höhle trug, wo er es den Hirschen vorwarf. Sie berührten es noch nicht. Nach einigen Stunden fing der Hunger an, ihn zu peinigen; da kehrte er in den Wald zurück und erlegte einen kleinen Steinbock, den er ebenfalls in die Höhle und an das Feuer trug. Einen Theil briet er und verspeiste ihn.

Die Bären wurden unruhig und machten Miene, sich ihm zu nähern, denn sie waren hungrig, aber das Feuer schreckte sie. Wenn sie einige Schritte vorwärts gemacht hatten, kehrten sie wieder zurück. Da nahm Livico ein Stück Fleisch und ging ihnen entgegen, hob aber den Hammer drohend empor, und als der stärkste ihm entgegensprang, um ihm das Stück Fleisch zu entreißen, da erhielt er einen Schlag, daß er taumelte und sich brummend verkroch. Der andere wagte nicht, näher zu kommen. Nun ging Livico auf sie zu und legte das Fleisch vor sie hin. Gierig verschlangen sie es und blieben stille in ihrem Asyl.

Täglich ging er nun hinaus, um Gras und Fleisch zu holen, aber er ließ die Thiere stets hungrig werden

und erlaubte ihnen niemals, etwas mit Gewalt zu nehmen. Hunger und Schläge bändigten die Bären schneller, als er geglaubt hatte. Sie fühlten sich ganz in seiner Gewalt und gehorchten ihm auf's Wort. Auch die Hirsche wurden bald zutraulich; er durfte sie streicheln, und sie nahmen ihm das Futter aus der Hand.

Eines Tages machte er den Versuch, ihren Rücken zu besteigen; sie ließen sich's gefallen, waren aber bestrebt, die ungewohnte Last von sich abzuschütteln. Livico saß fest wie auf den Rücken genietet. Mit der Zeit brachte er es dahin, daß sie sich niederknieten, wenn er sie besteigen wollte. Wie Hündlein liefen sie ihm nach und ließen sich durch den bloßen Druck seiner Beine nach jeder beliebigen Richtung lenken.

Jetzt war die Zeit gekommen, wo er die Höhle verlassen konnte. Schon Tags vorher hatte er den Ausgang so sehr erweitert, daß die großen Geweihe der Hirsche hindurchgingen. Auf sein Locken erhoben sie sich und folgten ihm durch den dunklen Tunnel. Der Anblick des Wassers und das Rauschen desselben war ihnen nicht neu; unerschrocken schritten sie durch den Ausgang und folgten ihm in den Wald. Dort setzte er sich auf den Rücken des einen Thiers und ritt von dannen; das andere trabte munter hinter ihm her.

Als er sich umwandte, sah er, daß auch die Bären ihm folgten. Das hatte nicht in seiner Absicht gelegen, aber er dachte, sie würden sich im Walde verlieren, deßhalb wehrte er ihnen nicht. Zu seiner Verwunderung aber blieben sie bei ihm und machten gar keine Miene, sich zu entfernen, denn sie waren so vollständig gebändigt, daß sie ihn als ihren Herrn ansahen.

Nach einem langen Ritte verspürte er Hunger. Da stieg er ab, nahm seinen Bogen und erlegte ein Wild, während die Hirsche im Grase weideten. Die Bären, welche sich an seiner Seite niedergekauert hatten, erhielten wie immer ihren Antheil und waren zufrieden.

Livico fragte sich, warum er immer weiter ziehe, ob es nicht besser sei, endlich eine dauernde Stätte zu

suchen und sich fest niederzulassen. Es wäre nach seiner Ansicht vernünftig gewesen, aber auf der andern Seite fragte er sich auch, was er bei wilden Thieren, ferne von allen Menschen, thun solle. Von der hohen Aufgabe eines vernunftbegabten Wesens hatte er zwar keinen Begriff, weil er den allmächtigen Gott nicht kannte, aber er fühlte instinktmäßig, daß sein Platz bei Menschen sei. „Diese Berge sind nicht ohne Ende, wie sie nicht ohne Anfang sind," sprach er zu sich selbst. „Wenn ich sie alle überstiegen habe, werde ich in ein Land kommen, wo ich meines Gleichen finde, und wenn ich mich lange genug von den Meinigen verbannt habe, will ich zu ihnen zurückkehren."

Nach diesem Entschlusse zog er mit seinen Thieren weiter und gelangte wieder an den ewigen Schnee. Hoch über seinem Haupte gewahrte er unzählige Bergspitzen, welche weiß, kalt und kahl in die unbekannte Ferne starrten. Zwischen denselben aber lagen tiefere Einschnitte, und es schien nicht unmöglich, über dieselben hinweg zu reiten und jenseits in das andere Land zu gelangen. Da es aber da oben kein Gras und keine Bäume gab, so setzte er voraus, daß es auch an Thieren fehlen werde. Er gebrauchte deßhalb heute seinen Bogen fleißiger als sonst und erlegte reiche Beute, die er dem leeren Hirsch auflud und dann mit Muth und Vertrauen dem Schnee entgegenzog.

Den Bergpaß zu übersteigen war keine leichte Arbeit, denn der Schnee lag kirchthurmhoch, und die Thiere sanken zuweilen bis an den Bauch ein, aber je höher er kam, desto härter wurde er und endlich trug er mit Leichtigkeit. Die Kälte war so groß, daß den Thieren der Athem gefror; sie setzten sich deßhalb in einen scharfen Trab und machten nur auf der Höhe des Passes eine kurze Pause; dann ging es jenseits desselben hinab, wo sich nach einigen Stunden eine mildere Temperatur einstellte.

Nach einem scharfen Ritte hielt Livico den Hirsch an und stieg ab, denn es hungerte ihn und auch die

Bären gaben durch fortgesetztes Brummen zu erkennen, daß ihre Mägen leer waren.

Die Stelle, wo er Halt machte, bot ein so malerisches Landschaftsbild, wie wohl kaum ein zweites auf der Welt zu finden. Sie befanden sich am Eingange einer ungeheuern Schlucht, in welcher die Felsen nackt und starr wie furchtbare Bastionen emporstiegen. An der einen Seite lagerte ein breiter Gletscher vor, von welchem zuweilen thurmhohe Eisbrocken losbrachen und mit schrecklichem Knallen und Donnern in den Abgrund stürzten. Hausgroße Felsenbrocken lagen oben auf dem Gletscher, welche durch das Abbrechen des Eises das Gleichgewicht verloren und ebenfalls niederfuhren. Wo sie auf das Gestein schlugen, drangen sprühende Feuerfunken hervor, und unter ihrer Last zerbrachen Massen von Steinen, die mit hinabfuhren und ein unbeschreibliches Gepolter erzeugten, dessen Echo sich noch weit an dem Felsen entlang fortsetzte. An andern Stellen rauschten breite Sturzbäche in die Tiefe und unten zischte und brodelte das zu Staub gepeitschte Wasser wie in einem Höllenkanale dahin.

Ein freundliches Bild bot die Stelle, wo er stand, denn hier zog sich ein dunkler Wald von Arven, an deren Aesten lange, weißgraue Moosbärte im Winde schaukelten, die Felsen hinauf. Viele von den riesenhaften Bäumen waren vom Blitze zerspalten, schwere dürre Aeste bedeckten den Boden. Er zündete Feuer an, nährte es mit den Moosbärten der Arven, warf die dürren Aeste in die Flammen und röstete ein großes Stück Wildpret; die Bären bekamen ebenfalls ihren Antheil, und die Hirsche weideten in dem fetten Grase.

Stundenlang folgte er der Schlucht, in deren schwarzen Tiefe die Wasser unaufhörlich rauschten; jede Aussicht war verschlossen, denn überall umgaben ihn himmelhohe Felsen, von denen zahlreiche Bäche niederstürzten. Häufig gelangte er an Gewässer, die zwischen bemoosten Felsstücken dahinflossen und die er nur mit großer Mühe zu durchwaten vermochte. Wurden die

Wasser zu reißend, so vertraute er sich einem seiner Hirsche an, und diese wußten stets die richtige Stelle zu finden, wo sie durchschwimmen konnten, ohne von der Fluth hinweggerissen zu werden.

Mehrere Tage ging es in dieser Weise thalwärts, und es hatte den Anschein, als ob er niemals das Ende der Schlucht erreichen werde. Endlich wurden die Felsen niedriger, das Wasser lief ruhiger, die Kaskaden und die ewigen Steinfälle hörten auf. Am Ausgange des Thales überraschte ihn die Nacht, und er machte sich unter einem Baume ein Lager zurecht. Müde schlief er ein, aber nach einiger Zeit erwachte er und sah zu seiner Verwunderung in weiter Ferne viele Lichter.

Mit der Sonne erhob er sich vom Boden und betrachtete seine Umgebung, die ihm ganz fremd und eigenthümlich vorkam, denn er sah andere Pflanzen und andere Bäume, als die oben in den Bergen und zwischen den steilen Felswänden. Da er dieselben weder in Gallien, noch in seinem neuen Vaterlande gesehen hatte, so kam er vor Erstaunen nicht zu sich; aber vergebens schaute er sich nach den Lichtern um; sie waren alle erloschen. Jetzt aber fiel ihm abermals ein fremdartiger Gegenstand in die Augen. In weiter Ferne über den Wipfeln der Bäume ragte ein mächtiger Thurm empor, wie er deren einige in Gallien gesehen.

Erwartungsvoll bestieg er seinen Hirsch wieder und gelangte nach einiger Zeit auf eine Ebene und auf einen gebahnten Weg, an dessen Seiten Waizen- und Gerstenfelder lagen, deren Aehren sich groß und kräftig auf grünen Halmen schaukelten. Andere Fruchtarten, welche ebenfalls in Fülle und Saftigkeit gediehen, waren ihm unbekannt.

Livico ritt weiter und kam nach einiger Zeit in ein Dorf, dessen Häuser ganz von Stein gebaut waren, und in der Mitte stand ein Tempel, den er von Weitem über den Bäumen gesehen hatte.

Die Einwohner, welche vor ihren Häusern beschäftigt waren, nahmen schreiend die Flucht und schlugen die

Thüren hinter sich zu. Andere stellten sich mit Bogen und Pfeilen in die Hausthüre und machten sich bereit, die Bären zu erlegen. Livico stellte sich zwischen dieselben und suchte den Leuten begreiflich zu machen, daß seine Bären Niemanden etwas zu Leide thäten; aber es dauerte lange, bis sie seine Zeichen verstanden und von ihren Mordgedanken abließen.

Hier wollen wir Livico verlassen und zu dem Pfahldorfe im Schweizerlande zurückkehren.

V.

Die Männer des Pfahldorfes waren draußen beschäftigt, denn es gab noch Mancherlei zu thun, ehe die Ansiedelung mit allen Erfordernissen zu dem bisher gewohnten und lieb gewordenen Leben versehen war. In Gallien hatten sie Obstbäume besessen und besonders eine große Menge kleiner Aepfel gezogen, die sowohl im frischen Zustande, als auch getrocknet verzehrt wurden. In dem neuen Vaterlande fehlte es gänzlich an Apfel- und Birnbäumen; sie waren deßhalb jetzt damit beschäftigt, die mitgebrachten Kerne dem Boden anzuvertrauen, um mit der Zeit Obst zu erhalten. Andere Männer lagen der Jagd ob und zogen mit Pfeil und Bogen, Schleuder und Spieß in den Wald, das Wild zu erlegen. Diejenigen, welche zu der Jagd weniger geschickt waren, hüteten die Kühe, Schafe und Ziegen, alle wohl bewaffnet, um sich im Nothfalle der Raubthiere zu erwehren. Einzelne Weiber waren damit beschäftigt, die Heerden zu melken, und junge Mädchen trugen die Milch in den irdenen Töpfen über die Holzbrücken zu den Hütten. Auch die Kinder waren nicht müßig. In ganzen Schaaren strichen sie im Walde umher und sammelten Buchecken, Haselnüsse, Himbeeren und Brombeeren.

Andere Kinder sammelten Grashalme und breiteten dieselben zum Trocknen aus, denn das Vieh mußte im Winter, wenn die Weiden mit Eis und Schnee bedeckt waren, gleichwohl Nahrung haben.

Diejenigen Weiber, welche in den Hütten geblieben waren, verbrachten ebenfalls ihre Zeit mit nützlichen Beschäftigungen; selbst die Königin Diba und die Prinzessin Almantia schlossen sich nicht aus. Es gab ja so Mancherlei zu thun, was sich besser für die zarteren Hände der Frauen, als für die der rauhern Männer schickte. Einige nähten aus den gesponnenen Fäden des Flachses und des Hanfes Netze zum Fischfange, andere webten dieselben zu Matten und Kleiderstoffen; auch die Wolle der Schafe wurde gezupft, gesponnen und gewebt.

Almantia und ihre Mutter waren damit beschäftigt, Töpfe und Schüsseln zu bereiten, denn von diesen nothwendigen Geräthschaften waren auf der weiten Reise viele verloren gegangen. Die Einförmigkeit dieser Beschäftigung weckte allerlei Gedanken in Almantia's Geiste; auch an Livico dachte sie. Wo mochte er jetzt umherschweifen und was beginnen? Sie ließ die Hände in den Schooß sinken und gab sich ganz ihrer Betrachtung hin. Das Bild Livico's, des stattlichen kräftigen Jünglings, stand in seiner ganzen Schönheit vor ihren Augen, und sie wunderte sich, daß er in jenem schrecklichen Augenblicke den Hammer nicht gegen sie selbst gekehrt, sondern sich ohne Widerstand ihren Wünschen und Befehlen gefügt hatte. Noch einmal fragte sie sich: „Wo mag er jetzt weilen?" Und die Antwort lautete: „Vielleicht haben ihn die Bestien erwürgt! Vielleicht ist er in den Schrecken der Wildniß umgekommen. Wenn es so wäre, dann trüge ich die Schuld an seinem Tode!"

Die Mutter schaute von ihrer Arbeit auf und sah Almantia in Nachdenken versunken, was sonst ihre Art nicht war.

„Woran denkst Du?" fragte sie.

Almantia kannte die Lüge nicht; sie blieb immer wahr und aufrichtig, deßhalb gab sie nach einigem Zögern zur Antwort: „Ich denke an Livico, der von uns hinweggegangen."

Scheinbar beachtete die Mutter diese Antwort nicht, sondern gab den Befehl, daß die gefertigten Töpfe im Feuer gebacken würden.

Almantia holte dieselben herbei und setzte sie auf die Kohlen des Herdes, dann legte sie dürres Holz rings umher und fachte das Feuer zu helleren Flammen an. Während die Töpfe sich im Feuer erhärteten, holte Almantia Thongefäße herbei, deren Wände von einer Anzahl Löcher durchbohrt waren. Sie füllte dieselben mit dem Käsestoffe, der beim Dickwerden der Milch sich bildet. Durch Beschweren mit Steinen tropften durch die Löcher die Molken ab und der Käse verhärtete sich zu einem Zieger, wie er ähnlich noch heute in der Schweiz bereitet wird.

Diba wandte sich jetzt wieder an die Tochter und fragte: „Warum dachtest Du an Livico?"

Almantia's Gesicht überzog sich mit hoher Röthe, denn sie hatte nicht die Absicht gehabt, jenes nächtliche Ereigniß zu den Ohren der Mutter zu bringen; aber auch jetzt huldigte sie der Wahrheit und entgegnete: „Mutter, ich bin es gewesen, die ihn von unserm Volke vertrieben und in den Wald gejagt hat."

„Du? Und darf ich wissen, wie sich das zugetragen?"

„Es sollte ein Geheimniß bleiben, Mutter, aber da Du es begehrst, so will ich Dir Alles erzählen. In jener Nacht, in welcher Livico verschwand, lag ich im Lager an deiner Seite, aber ich konnte nicht schlafen. Eine unerklärliche Unruhe überfiel mich und mir däuchte, daß dem Vater ein Unglück drohe. Leise erhob ich mich und legte mich an seine Seite, ohne ihn zu wecken. Nachher erschien ein Mann unter dem Baume und erhob seinen Hammer, um den Vater zu tödten. Ich sprang auf, wehrte den Schlag ab und zerrte den Mörder von dannen. Es war Livico."

„Livico," sprach die Mutter ohne ein Zeichen der Ueberraschung.

„Livico! Ich wußte es!"

„Du wußtest es und schwiegst?"

„Nichts wußte ich von der That, wohl aber, daß er Deinem Vater nach dem Leben trachten würde. Dein

Vater wußte es ebenfalls, aber wir glaubten die Stunde noch nicht gekommen. Nachher werde ich Dir Alles erzählen. Sage mir erst, was mit Livico geschah?"

Almantia erzählte alle Einzelnheiten und die Mutter hörte aufmerksam zu. Als das Mädchen geendigt hatte, athmete sie auf und sprach: „Die Weissagung erfüllt sich und Livico wird Dein Gatte."

„Livico, der Mörder meines Vaters?" fragte sie erschrocken.

„Höre, mein Kind, aber laß das, was ich Dir sage, als ein tiefes Geheimniß in Deiner Brust begraben sein, denn wir dürfen die Weissagung nicht stören. Als wir noch im Lande der Kelten wohnten, war der Aufenthalt unseres Stammes in einem dunklen Walde an den Ufern eines großen, von dichtem Schilfe umzogenen Sees. Nicht weit davon lag eine finstere Felsenschlucht, in welcher eine weise Frau wohnte, die aus den Strahlen des Mondes die Zukunft las. Wer sein künftiges Geschick erfahren wollte, mußte in einer Vollmondnacht zu ihr kommen und Geschenke bringen.

Nun ereignete es sich, daß ich in einer solchen Vollmondnacht zur Welt kam und einen Kranz von hellen Feuerstrahlen um das Haupt hatte. Meine Eltern waren darüber sehr erschrocken, denn sie glaubten, es bedeute ein großes Unglück, welches über mich oder die Familie hereinbrechen werde.

Als nun abermals der volle Mond am Himmel stand, da nahmen sie mich und wanderten mit mir in die Felsenschlucht. Es sei ein schauriger Weg gewesen, erzählte mir meine Mutter. Lange wanderten sie durch einen engen Felsenspalt, in welchem die Winde mit gräßlichen Stimmen heulten, dann kamen sie an stürzenden Bächen vorüber, deren Wasserstaub ihre Kleider durchfeuchtete. Ueber bemooste Steine kletterten sie in der wilden Schlucht empor und gelangten an den Eingang einer großen Höhle, in welcher ein Feuer loderte. Bei dem Feuer saß die Seherin, eine riesige Frau, deren dunkles Haupthaar den ganzen Körper umhüllte. Als sie meiner Eltern durch

den Schleier ihrer Haare ansichtig wurde, schüttelte sie das Haupt, und es kam ein erhabenes Antlitz zum Vorschein. Mein Vater legte die in der Asche gebratenen Kuchen von Waizenschrot und die Schenkel eines Schweines vor sie hin und sagte, daß er gekommen sei, um die Zukunft seines Kindes zu erfahren. In diesem Augenblicke leuchtete mein Kopf wieder im Feuerglanze. Die Seherin erhob sich, und ihre Gestalt war so groß, daß sie fast das Gewölbe der Höhle berührte. Mit weitgeöffneten Augen schaute sie in den Mond, der groß und feurig über den Bäumen der Schlucht stand.

„Ihr tragt eine Königin auf den Armen," sprach sie, „aber um ihretwillen wird Mord und Blutvergießen sein."

„Meine Eltern waren sehr verwundert über diesen Ausspruch, denn sie gehörten nicht zu den Angesehenen und Mächtigen und konnten sich nicht denken, daß ihre Tochter so hoch steigen würde."

„Dennoch ist es so," sprach die Seherin. „Meine Worte werden sich erfüllen, wenn das Land zu voller Menschen wird und ein Zweig von dannen wandert, um einen neuen Baum zu bilden. Einer ist unter euch, dessen Arm stark ist und der voll Rauflust und Streitsucht ist. Er glaubt, seine Stärke zeigen zu müssen, damit er der erste im Lande sei und über die Andern herrsche. Wenn dieses Kind zur Jungfrau wird, dann kommt eine Ahnung über ihn, daß sie die Stufe zur Erhöhung ist. Er wird darnach trachten, sie seinen Frauen zu zugesellen und sie zu seinem Weibe zu machen, aber die Jungfrau sieht ihn nur mit Abscheu und vertraut sich dem Schutze eines andern Jünglings an, den ihr Herz liebt. Dies Mägdlein wird dem Mörder des Raufboldes die Hand reichen und seine Gattin werden. Der Sohn des Ermordeten aber wird die Rache im Herzen tragen und Blutrache üben, wenn nicht eine Jungfrau, die noch nicht geboren ist, seinen Hammer im Falle aufhält. Geschieht dieses, so wird die rettende Jungfrau den Mörder zum Manne nehmen, damit das erstgeflossene Blut gesühnt werde,

und um das Haupt ihres Gatten wird sich ein Königsring von Eisen schmiegen. Ihr seht mich verwundert an, aber Alles wird erfüllt werden, wenn ihr meine Weissagungen in stiller Brust verschließt. Erst dann dürft ihr sprechen, wenn der Tod euch stumm machen will, und auch dann dürft ihr nur diesem Kinde das Geheimniß anvertrauen. Sie selbst hat die Pflicht, zu schweigen, bis der Sohn des Raufboldes in unbekannter Ferne weilt."

Meine Eltern trugen mich unter Zittern und Beben an den See zurück und sahen eintreffen, was die weise Frau ihnen vorhergesagt hatte. Als sie aber auf dem Sterbelager die Augen nach dem leuchtenden Monde gerichtet hatten, da neigte sich der Mund der Mutter meinem Ohre zu und sie theilte mir Alles mit; dein Vater aber hat es erst seit gestern erfahren."

Almantia war sehr erstaunt über diese Enthüllung und schaute schweigend in die Flammen des Herdes.

„Livico mein Gatte?" flüsterte sie, „und durch diesen Bund soll die Mordthat meines theuern Vaters gesühnt werden?"

„So ist es," gab Diba zur Antwort.

„Was ist Eisen?" fragte Almantia; „Du sagtest, mein Gatte werde einen Reif von Eisen um die Stirne haben."

„Ich weiß nicht, was Eisen ist," gab Diba zur Antwort. „Vielleicht ist es eine unbekannte Pflanze, welche den Eichenzweig ersetzt; vielleicht ein Stoff wie der Flachs oder die Wolle. Wenn die Weissagung eintrifft, werden wir den Reif sehen und erfahren, was es ist."

Almantia hielt es nicht für möglich, daß Livico ihr Gatte werde, aber sie widersprach nicht, weil es eine schwere Versündigung gewesen wäre, an dem Ausspruche einer weisen Frau zu zweifeln.

Am Abende kam der König, um seiner Gattin und seinen Kindern einen Besuch zu machen. Diba tischte Milch, Brodkuchen, Käse, getrocknete Apfelschnitzen und Fleisch auf.

Diba lauschte sonst seinen Plänen mit großem Wohlgefallen, aber heute hörte sie nur zerstreut zu. Als das Mahl beendigt war und die Kinder auf der Laubstreu lagen, fragte sie plötzlich, ob er noch nichts von Livico vernommen habe.

„Nein," gab er zur Antwort; „ich habe den Wald weit und breit durchsuchen lassen, aber Niemand hat ihn gefunden, weder todt noch lebendig."

„Habe wegen seiner keine Furcht," entgegnete Diba, „denn Du sollst wissen, daß sich auch der vorletzte Theil der Weissagung vollendet hat. Livico ist mit dem Hammer an Deinem Lager gewesen, aber eine Jungfrau, die zur Zeit der Weissagung noch nicht geboren war, hat ihm die Mordwaffe entrissen und ihn unschädlich gemacht."

Helvetius sprang von dem Holzblocke auf, der ihm als Sitz diente, und rief: „So ist es wohl in jener Nacht gewesen, als ich unter dem Baume schlief und diesen Vorgang träumte. Ich sah im Geiste, wie er über mir stand und den mächtigen Steinhammer erhob, aber ein Mädchen, dessen Züge ich nicht unterscheiden konnte, griff ihm in den Arm und führte ihn hinweg."

„Es wird dieselbe Nacht gewesen sein, Helvetius."

„O dann beginnt die Gefahr erst, Diba, denn er wird dieses Mädchen zur Gattin machen und König werden. Du erinnerst Dich der Weissagung, daß ein Eisenring sein Haupthaar umschließen wird."

„Ich erinnere mich dessen sehr wohl, Helvetius, aber Deine Furcht ist ungegründet, denn jene Jungfrau ist unsere Tochter Almantia."

Der König sah seine Tochter sehr betroffen an und forderte sie auf, ihm das Ereigniß zu erzählen.

Sie that es mit voller Unbefangenheit, aber der König fühlte sich nun noch mehr beruhigt, denn er glaubte, Livico werde ihm nach der Krone trachten und seine Tochter werde sich mit ihm gegen den eigenen Vater verschwören.

Vergebens waren ihre Betheuerungen; er ließ seinen Argwohn nicht fahren.

„Hüte Dich," sprach Diba, „gegen das Schicksal kämpfen zu wollen. Füge Dich in das, was die Götter beschlossen haben, denn eher gefährdest Du Deine Krone, wenn Du gegen sie arbeitest, als wenn Du geschehen lässest, was sie bestimmt haben. Livico wird ein König werden, so will es die Weissagung, aber es wird erst dann geschehen, wenn Dein Leib am Ufer des Sees liegt."

Der König wandte sich jetzt an seine Tochter und sprach: „Schwöre mir, daß Du keine Hintergedanken gegen mich hegst und daß Du mir in allen Stücken gehorchen willst."

Almantia erhob sich, legte ihre Hand zwischen die Hörner der Mondsichel und sprach ernst und feierlich: „Ich schwöre es und will Sonne und Mond nicht wiedersehen, wenn ich jemals irgend einem Deiner Befehle ungehorsam werde."

Zufrieden nickte er mit dem Haupte, dann langte er auch mit der Hand hinauf und sprach: „Ich schwöre beim Monde und bei der Sonne, daß ich Dir mit eigener Hand das Messer in die Brust stoßen werde, wenn Du Deinen Schwur brichst."

Almantia entfärbte sich, denn des Vaters Antlitz schaute bei diesen Worten so finster und unheimlich, daß sie schon die Schneide in ihrem Herzen fühlte und ihr Blut fließen sah. Diba aber begann bitterlich zu weinen.

Helvetius blieb ungerührt; nachdem er einmal die Wonne des Herrschens gekostet hatte, wollte er nicht mehr Diener werden. „Folge mir," sprach er zu seiner Tochter, „denn Du wirst die Nacht in meiner Hütte zubringen."

Almantia erhob sich ohne Widerrede und begleitete ihn in seine Wohnung. Nachdem er die Thüre von Weidengeflecht geschlossen hatte, gebot er ihr, sich zur Ruhe niederzulegen; er selbst aber setzte sich an den Herd, und finstere Gedanken wälzten sich in seinem Haupte. Vor seinem Geiste sah er stets den jungen König, dem Alle zufielen, selbst sein Weib und seine Tochter. Zornig ballte er die Fäuste, warf mit Ingrimm die Feuer-

brände durcheinander und wiederholte hundertmal seinen Schwur.

Längst war es dunkel geworden und schwarze Wolken jagten am Himmel über den See. Da erhob er sich, verließ leise seine Hütte und lauschte an den Thüren. Die Bewohner des Pfahldorfes schliefen, nur Diba wachte; er hörte es an ihrem leisen Jammern. Da trat er hinein und befahl ihr in barschem Tone, zu schlafen.

Diba hatte ihn niemals so zornig reden hören; sie fürchtete sich und unterdrückte ihre Seufzer. Er kehrte wieder zurück, stieß Almantia an und sprach kurz und befehlend: „Folge mir, aber verhüte jedes Geräusch.“

Das Mädchen erhob sich zitternd und schritt leise hinter ihm her. Bald gelangten sie an eine der Brücken, die vom Dorfe zum Ufer führten. Die letzte Strecke am Gestade war aufgezogen. Er ließ sie leise nieder und betrat das Land; dann lenkte er seine Schritte dem Walde zu. Als sie sich mehr und mehr in's Dickicht vertieften, fragte sie mit bangem Herzen: „Wohin führst Du mich?“

Nach einiger Zeit gelangten sie an den rauschenden Wasserfall und schauten beim schwachen Lichte des Mondes in den weißen Gischt, welcher mit wüthendem Toben die Felsmauern peitschte. Mühsam kletterten sie an der Seite des Falles empor und erreichten die Krystallhöhle. Noch hatte er sie nicht wieder besucht, und heute wollte er einen seltsamen Gebrauch von derselben machen.

Jetzt hatten sie die Höhe erreicht und standen vor der dunklen Oeffnung. Da wurde die Nacht plötzlich von einer sprühenden Feuergarbe erhellt, und unter sich sahen sie in magischer Beleuchtung das schäumende Wasser und die im Winde wogenden Baumwipfel. Gleich darauf folgte ein Donnerschlag von solcher Gewalt, daß die Echo's in den Bergen erwachten und den Schall verhundertfachten. Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag folgten. Der Wald schien zu brennen und die Berge zusammenzustürzen.

Helvetius zog seine Tochter in die Krystallhöhle. Ein neuer Blitz folgte und spiegelte sich in den tausend Flächen und Kanten der glänzenden Bergkrystalle, die an

der Decke hingen und aus den Wänden hervorragten. Es war ein wunderbares Schauspiel, wie es selten von eines Menschen Auge gesehen wird. Alle Farben, welche die Schöpfung auszuweisen hat, flackerten und flimmerten durcheinander. Nur einen kurzen Augenblick dauerte es, dann wurde es wieder dunkel, aber wie das Auge eines zornigen Mannes begann es bald wieder zu flackern und furchtbare Donnerschläge erschütterten die Luft. Diese Erschütterung wirkte fern und nah auf den an den Felsen hängenden Firnschnee, und mit schrecklichem Brausen und Getöse schossen die Lawinen nieder. Der Luftdruck war so heftig, daß die Bäume wie Spreu zerbrachen und die beiden nächtlichen Wanderer in der Krystallhöhle zu Boden geschleudert wurden.

Zitternd erhob sich Almantia und flehte: „Vater, kehren wir heim, verlassen wir diesen schrecklichen Ort."

„Dieser Ort soll Dein Aufenthalt sein, bis die Gefahr vorüber ist, die mir von Livico droht," gab er zur Antwort.

Der Donner und die Blitze vermehrten sich, aber sie klagte nicht mehr. Da gewahrte Helvetius im Hintergrunde der Höhle eine Vertiefung. Er ging hinzu und fand, daß eine natürliche Treppe von Krystallstufen in der Höhe zu einer kleinen Höhle führte.

„Hier ist Dein Aufenthalt," sprach er, „steige hinauf, denn dort bist Du vor wilden Thieren sicher und wirst von Niemanden gesehen. Ich werde Sorge tragen, daß es Dir nicht an Nahrung fehlt. Verlasse Dein Gefängniß nicht, bis ich Dich rufe."

Almantia stieg die Stufen hinauf und befand sich in einer engen Felsenkammer, die ebenfalls von den Blitzen erleuchtet wurde. Nachdem Helvetius ihr noch einmal die Versicherung gegeben, daß er für ihre Nahrung sorgen werde, machte er sich auf den Rückweg und ließ sie allein. Sie schaute sich bei einem neuen Blitze genauer in ihrer Wohnung um und fand, daß sie ebenfalls von jenen glitzernden Krystallen eingefaßt war, wie die Haupthöhle. In einer Ecke fand sie einen bequemen Platz zum Sitzen

und Liegen. Hier kauerte sie sich nieder und schloß die Augen, um nicht länger das schreckliche Feuer zu sehen. Bald aber legte sich das Gewitter und sie schlief ein.

Helvetius schritt den Berg hinab. Der Regen troff jetzt in Strömen vom Himmel nieder und der Sturm peitschte in den Bäumen umher, daß die Aeste brachen und krachend zu Boden fielen. Auf dem Heimwege kam ihm der Gedanke, ob nicht wilde Thiere in die Höhle steigen und dem Mädchen das Leben nehmen würden. Doch nein, sie hatte einen starken Mann besiegt und einen Bären erschlagen; die Bestien konnten ihr also nichts anhaben.

Während seiner Abwesenheit waren die Bewohner des Pfahldorfes heftig vom Gewitter erschreckt worden und jetzt wühlte der Sturm den See so tief auf, daß die Wellen mit Ungestüm gegen die Ufer fuhren und dieselben mit weithinschweifenden Wellen übergossen. Mit Noth erreichte er die Brücke; aber er wurde von den Wellen, die darüber hinstürmten, fast umgeworfen. Wenn in dem Geheul des Sturmes eine Pause entstand, dann hörte er von den Hütten her das Hülfegeschrei der Weiber, denn die Wellen peitschten an den Häusern hinauf, schlugen auf den Dächern zusammen und fegten Alles hinweg, was draußen auf den Umgängen stand.

Helvetius beeilte seine Schritte, denn er fühlte, daß er in solchen Bedrängnissen bei den Seinigen sein müsse. Bald hatte er Diba's Hütte erreicht, mit einem Sprunge war er in dem Gemache. Die Königin stand inmitten des Raumes und die Kinder hingen schreiend und lärmend an ihrem Kleide.

„Dank dem Monde, daß Du zurück bist,“ sprach sie mit fliegendem Athem, als sie seine Stimme hörte. „Wo ist Almantia? Laß sie zu uns kommen.“

„Sprich heute nicht von ihr,“ gab er zur Antwort, „und sei überhaupt ohne Furcht, denn unsere Hütten sind so stark gebaut, daß ihnen der Sturm nichts anhaben kann.“

„Ich will ruhig sein, aber bleibe die Nacht bei uns!“

„Es geschehe! Aber legt Euch nieder und schlaft!“

Der Sturm ließ nach, das Schwanken der Hütten hörte auf, und allmählig trat Ruhe ein. Da hörte man draußen Männer über die Heftigkeit des Sturmes reden. „Ja,“ rief eine Stimme, „der Sturm war schrecklich, aber noch schrecklicher ist es, daß der König, der Alle schützen soll, feige entwichen, daß er sein Weib und seine Kinder verlassen hat, um in Sicherheit auf dem festen Lande zuzubringen.“

Der also sprach, war der Jüngling Timok. Wüthend erhob sich der König und wollte hinauseilen, um den Verwegenen zu züchtigen; aber Diba redete ihm zu, die Nacht nicht noch schrecklicher zu machen, sondern mit seiner Züchtigung bis zum nächsten Morgen zu warten.

„Ich warte,“ entgegnete er zähneknirschend, „aber wehe ihm, wenn die Sonne aufgeht.“

Timok setzte draußen seine Angriffe gegen Helvetius fort. „Meine Brüder,“ sagte er, „wir haben ihm Gehorsam geschworen, aber wir sind voreilig gewesen, denn mehr und mehr zeigt es sich, daß er ein roher Tyrann ist. Er hat allerlei Neuerungen eingeführt, welche wir in unserem Vaterlande nicht kannten. Den Stolz der Könige besitzt er ganz, aber von ihren Tugenden hat er keine. Wollt Ihr den Namen tapferer Kelten nicht schelten, so werft ihn morgen in den See und wählt an seiner Stelle einen Andern, einen Bessern.“

Niemand gab ihm Antwort, aber Helvetius glaubte aus dem Schweigen zu entnehmen, daß sie Alle seines Sinnes seien. Da nahm er sich vor, mit dem Tadelsüchtigen also zu verfahren, daß die Uebrigen zu Verschwörungen den Muth verloren.

Kaum war der Morgen angebrochen, als Helvetius den Befehl gab, daß Timok ergriffen und vor ihn geführt werde. Von starken Händen gefaßt, wurde er vor den König geschleppt, welcher ihm vorhielt, daß er am gestrigen Abend Worte gesprochen, welche einer Empörung glichen und den Tod verdienten.

Timok sah, daß Leugnen ihm nicht helfen konnte;

aus Verzweiflung wurde er keck, und gestand nicht allein, daß er die Worte gebraucht habe, sondern schleuderte ihm auch noch andere Vorwürfe frech in's Gesicht. Da ergrimmte Helvetius so sehr, daß er den Ausspruch der Aeltesten nicht abwartete, sondern den kecken Menschen an den Haaren faßte und ihn über die Einfriedigung in den See schleuderte.

Timok war ein guter Schwimmer; mit breitem Armschlag und kräftigen Fußbewegungen theilte er die Fluth und schwamm dem Ufer zu. Dort hob er sich empor und schrie: „Nimm Dich in Acht, Helvetius! Du hast einen freien Kelten mißhandelt und ihn zu Deinem Feinde gemacht. Gieb Acht, denn es wird eine Zeit kommen, wo Du es bereuen wirst.“

Der König gab Befehl, ihn zu fangen und zum zweitenmale vor ihn zu führen. Timok aber lachte laut, ergriff die Flucht und war bald im Walde verschwunden. Helvetius schäumte vor Zorn und that in seiner Wuth mehreren seiner Unterthanen Unrecht, aber die Leidenschaft hatte ihn so heftig ergriffen, daß er nicht wußte, was er that.

VI.

Livico war auf seiner Wanderung in Italien angekommen. Hier war ihm Alles neu, was er sah. Die Häuser hatten eine andere Bauart, die Menschen ein anderes Aussehen; sie trugen eine fremde Kleidung, hatten andere Beschäftigung und redeten eine Sprache, von der er kein Wort verstand. Er fand aber, daß sie auf einer höheren Stufe der Bildung standen und viele Annehmlichkeiten des Lebens genossen, die den Kelten fremd waren. Anfangs war er nicht im Stande, sich den Leuten verständlich zu machen, und da er kein Geld hatte und nicht einmal den Werth desselben kannte, so litt er häufig Hunger. Auf den Feldern und in den Wäldern gab es allerdings Wild und Wurzeln, aber in den Dörfern und Städten litt er anfangs große Noth, die

noch dadurch gesteigert wurde, daß sich Jedermann vor den Bären fürchtete und entweder floh oder sie erlegen wollte. Erst nach und nach erlangte er so viel Gewandtheit in der Landessprache, daß er sich nothdürftig mit den Leuten verständigen konnte. Nun ging Alles besser; man kam ihm freundlich entgegen, beschaute seine zahmen Thiere ohne Furcht und konnte sich nicht genug an seinem sonderbaren Aussehen und seinen plumpen Steinwaffen ergötzen. Man fragte ihn häufig, aus welchem Lande er komme und wie es da beschaffen sei. Auf die erstere Frage konnte er keine Antwort geben, aber auf die zweite machte er so naturgetreue Schilderungen, daß den Leuten die Haut schauderte.

Auf seinem abenteuerlichen Zuge lernte er das Eisen kennen, von dem er früher niemals hatte reden hören; sehr bald erkannte er, welch' einen hohen Werth es hatte und wie glücklich seine Landsleute sein würden, wenn sie diese unverwüstlichen Werkzeuge und diese kräftigen Waffen besäßen. Sein Bestreben ging nun dahin, in den Besitz solcher Gegenstände zu kommen und damit in die Heimath zurückzukehren, denn er glaubte, und wohl nicht mit Unrecht, daß durch solche Gaben sein Verbrechen besser gesühnt werde, als durch die tapfersten Kämpfe; aber er hatte keine Mittel, um sich diese kostbaren Dinge zu verschaffen.

Man rieth ihm, nach Rom zu gehen und dort an den Kämpfen und Kriegen theilzunehmen, so werde er Ehre und Reichthum gewinnen und in Hülle und Fülle besitzen, was sein Herz begehre. Dieser Rath gefiel ihm. Viele Wochen zog er von einem Orte zum andern und gelangte endlich in die Stadt, wo Ancus Martius auf dem Throne saß.

Als er einzog, erhob das Volk ein großes Geschrei und lief vor seinen Bären mit Heulen und Wehklagen von dannen; erst als sie sahen, daß weder die Hirsche noch die Bären ihnen etwas zu Leide thaten, hielten sie Stand und kamen in Haufen herbei, um die neue Erscheinung zu sehen.

Auch eine vornehme Römerin, Tanaquil, die Gemahlin Tarquinius Priscus, wurde von ihren Sclaven in einer Sänfte vorübergetragen. Neugierig, warum das Volk sich zusammenschaare, ließ sie die Haufen theilen und sah den Livico mit seinem Hirsche und die Bären, welche ihm wie Hündchen folgten. Höchst verwundert über dieses Schauspiel empfand sie den Wunsch, die Thiere zu besitzen, denn sie hatte einen hochfahrenden Sinn und liebte es, sich vor allen Bürgern durch irgend etwas Ungewöhnliches auszuzeichnen. Ihr Reichthum war erstaunlich groß und ihr Ansehen unter dem Volke hatte begonnen, seitdem sie mit ihrem Gatten in Rom eingezogen war. Bei diesem Einzuge hatte es sich ereignet, daß in der Nähe des Janiculus sich ein großer Adler aus den Lüften herabsenkte und ihrem Wagen ganz nahe kam. Beide glaubten, der Adler stürze sich in feindlichen Absichten herab und er würde sie mit seinen Klauen zerfleischen, aber siehe, er schwebte nur mit mächtigem Flügelschlage über dem Haupte des Tarquinius, nahm ihm die Kopfbedeckung und schoß wieder in die Luft empor. Tarquinius und Tanaquil schauten ihm nach und waren herzlich froh, daß der sonderbare Besuch so glimpflich abgelaufen war. Der Wagen setzte seinen Weg fort und nun senkte sich der Adler zum zweitenmale nieder, aber ohne ihn zu berühren, setzte er dem Tarquinius den Hut wieder auf den Kopf. Dieser Vorgang war von Vielen gesehen worden und man erzählte in ganz Rom davon; auch gab man dem seltsamen Ereignisse eine Deutung. Tarquinius, so hieß es, sei von dem Vogel besucht worden, der dem Himmel am nächsten wohne, und sicherlich habe das seine Bedeutung; er sei zu etwas Hohem bestimmt. Und von dieser Stunde hatte sie nur den einen Gedanken, ihr Gatte werde dereinst auf den römischen Königsthron steigen.

„Wer bist Du?" fragte sie den Fremden.

„Mein Name ist Livico."

„Woher kommst Du?"

„Ich kann Dir den Namen des Landes nicht nennen,

weil es noch keinen Namen empfangen hat. Es liegt jenseits der mächtigen Schneeberge, und man braucht viele Monden, ehe man dasselbe erreicht."

„Geh mit mir in mein Haus; Du sollst Speise und Trank haben und was Dir sonst nothwendig ist."

Livico zögerte nicht, ihrer Einladung zu folgen, denn es war ihm angenehm, daß er nicht mehr für seinen Unterhalt zu sorgen brauchte. In dem Hause der Tanaquil angekommen, schaute er mit großer Verwunderung umher, denn seine Augen wurden von dem ungeheuern Reichthum, der ihn umgab, geblendet.

Tanaquil lächelte über die Verwunderung des Barbaren, und sie fühlte sich dadurch so sehr geschmeichelt, daß sie ihm gewogen wurde.

„Lassen sich Deine Thiere nicht zum Wagenziehen abrichten?" fragte sie ihn.

„Du meinst, sie sollen die Dinge mit den Rädern hinter sich herziehen?"

„Ja, ich meine es."

Da lachte Livico, daß er sich schüttelte. „Tanaquil," sagte er, „ich glaube, daß meine Hirsche und Bären sich schämen werden, wenn sie wieder in ihre Heimath zurückkehren; denn sie haben sich gar nicht wie wilde Thiere betragen; aber vielleicht würden sie sich todt trauern, wenn sie an einem römischen Wagen ziehen müssen."

„Die Thiere gewöhnen sich noch eher, als der Mensch. Beantworte also meine Frage."

„Ei," entgegnete er, „sie werden es ohne Zweifel thun, weil sie müssen. Wen sollen sie ziehen?"

„Meinen Gemahl und mich!"

Livico wollte anfangs nicht darauf eingehen, aber er besann sich und fragte, welcher Preis ihm dafür zuerkannt werde.

„Gold und Silber, so viel Du haben willst!"

„Auch Bronze und Eisen?"

„Dessen noch viel mehr."

„Gut, laß den Wagen kommen, damit ich sehe, wie ich es beginnen muß."

Der Wagen wurde auf den großen Hofraum gebracht, und die Hirsche wurden mit Riemen, die vorn an den Hörnern befestigt waren, angespannt. Der Zwang kam ihnen so ungewöhnlich vor, daß sie scheu nach der Seite ausbrachen und sich durchaus nicht wollten lenken lassen. Da schwang sich Livico auf eines der Thiere und gab ihnen einen Schlag mit der Ruthe; jetzt fuhren sie zahm und willig dahin und ließen sich nach Belieben lenken, bald in langsamem Schritte, bald in vollem Galopp.

Tanaquil sah vom Fenster aus zu und meinte, ein solches Schauspiel sei in Rom noch nicht dagewesen; besonders sagte es ihr zu, daß die Bären voranliefen. „Sie werden mir die Gasse frei halten," dachte sie und kam in den Hof hinab, um die Fahrt selbst zu versuchen. Sie setzte sich in den Wagen und war hocherfreut, daß die Probe so gut ausfiel.

„Livico," sprach sie, „getraust Du Dich, mich durch Rom zu fahren, ohne daß die Hirsche scheu werden und ohne daß die Bären Jemanden etwas zu Leide thun?"

„Gewiß getraue ich mich dessen!"

„Nun, so fahren wir durch das Thor meines Palastes und durch alle Straßen Roms, die für den Wagen breit genug sind."

Livico that, wie ihm geheißen wurde. Das Volk lief mit lautem Geschrei zusammen und sah die vorauslaufenden Bären und die stattlichen Hirsche. Vor Vergnügen klatschten sie in die Hände und riefen: „Tanaquil ist eine edle Frau, die den armen Leuten etwas zu sehen giebt. Heil Tanaquil, Heil Tarquinius!"

Es dauerte keine halbe Stunde, so wußte ganz Rom von dem seltenen Gespann und Jeder lief auf die Straße, um den fremdländischen Kutscher und die gezähmten Bestien zu sehen. Tagelang bildete dieses Ereigniß das einzige Gespräch, und selbst der kranke König wurde vergessen. Noch lebhafter aber ging es zu, als Tarquinius mit den Hirschen zum Palatin und in den königlichen Palast fuhr. Der fremde Kutscher mit seinen steinernen Waffen erregte große Aufmerksamkeit, aber dem Tar-

quinius schrieb man die Macht zu, wilde Thiere zu führen.

Attius Navius, der die Zukunft aus dem Fluge der Vögel voraussagen konnte, befragte dieselben über Tarquinius und sie gaben ihm zur Antwort, daß der Mann, welcher im Stande sei, die Bestien des Waldes also zu zähmen, daß sie ihrer Natur entgegen verwendet werden könnten, auch die Kraft habe, fremde Völker zu bezwingen und das eigene mit kräftiger Hand zu beschützen.

Der König Ancus starb bald nachher und hinterließ zwei Knaben, die noch nicht mündig waren, und über welche Tarquinius die Vormundschaft führte. An dem Tage, an welchem die Wahl des neuen Königs stattfinden sollte, schickte Tarquinius dieselben auf die Jagd, damit sie ihm nicht in die Quere kamen, dann aber begab er sich in das Comitium und bewarb sich in einer langen Rede um das Königthum.

War er früher schon ein Liebling des Volkes gewesen, so war er in den letzten Wochen noch populärer geworden und es fehlte nicht an ernsten Männern innerhalb des Comitiums, welche von ihm eine weisere Herrschaft erwarteten, als von den unmündigen Söhnen des Ancus. Sie wählten ihn deßhalb zum Könige und alles Volk stimmte ihnen zu.

Bald darauf brach ein Krieg mit den Latinern aus und Livico zog mit zu Felde. Seine wilde Tapferkeit trug nicht wenig zur Entscheidung des Sieges bei. Die Feinde wurden gänzlich geschlagen und ihre Stadt Apiola, die jetzt längst von der Erde verschwunden ist, fiel den Römern in die Hände; außerdem machten sie eine so reiche Beute an Gold, Silber, Waffen und Kostbarkeiten, daß das Heer vor Freude jauchzte. Als sie zurückkehrten, kamen ihnen die Römer mit Jubelgesängen entgegen und geleiteten sie unter Jauchzen und Frohlocken zum königlichen Palast auf dem Palatin.

Priscus lenkte in Dankbarkeit gegen die Götter seine Schritte zuerst zu den offenstehenden Hallen des Tempels des Jupiter Stator, den der erste König Ro-

mulus errichtete. Nachdem er daselbst Opfer gebracht hatte, zog er in den Palast ein.

Tanaquil stand unter der großen marmornen Bogenhalle. Sie war reich geschmückt; ihr goldfarbiges Haar, oben von einem goldenen Reifen zusammengehalten, flatterte im Winde und ihr Antlitz strahlte von Entzücken.

„Heil dem Sieger von Appiola,“ rief sie und streckte ihrem Gatten die Arme entgegen. „Heil dem Tarquinius!“ rief das Volk, und in ganz Rom herrschte lauter Jubel.

Da befahl der König, daß dem Volke ein Freudenfest bereitet werde und zwar in dem Thale zwischen den beiden Hügeln Aventin und Palatin. Tribünen und Sitze wurden errichtet und so der Anfang zu dem Circus gemacht, der später unter dem Namen Circus Maximus so glänzend und so berühmt wurde.

Livico wollte nach der Schlacht wieder in seine Heimath zurückkehren, aber der König hatte ihn lieb gewonnen und wünschte, daß er im Circus vor allem Volke seine Stärke zeige.

Tarquinius Priscus ließ Pferde aus Etrurien kommen, ebenso Reiter und Faustkämpfer. Die Römer betheiligten sich nur wenig, denn sie wollten den Wettkämpfen lieber zuschauen und ihre Kraft für ernste Kriege versparen.

Der Tag des Festes war angebrochen. Der König und die Königin hatten auf einer reich geschmückten hölzernen Tribüne Platz genommen, und zur Rechten und Linken saßen in langen Reihen die Senatoren und das Volk. In den untern Räumen standen die Pferde und die Faustkämpfer bereit, unter ihnen auch Livico, der im Lande der Kelten ein berühmter Reiter gewesen war, aber seitdem er sich in seinem neuen Vaterlande befand, nicht mehr den Rücken eines Pferdes bestiegen hatte. Verächtlich schaute er auf die Schaar der geputzten Reiter. Diese aber gaben ihm die Verachtung reichlich zurück. Denn sie glaubten, ein solcher Barbar werde weder im Reiten noch im Faustkampfe ein Meister sein.

Das Zeichen zum Beginne des Wettreitens wurde gegeben; da öffneten sich die Stallthüren und die Reiter schwangen sich in die Sättel. Livico aber hielt den Sattel und den Zaum für überflüssig und warf Beides zur Erde. Dann stellte er sein Thier so, daß es ihm den Schwanz zugekehrt hatte, und ohne einen Anlaß zu nehmen, sprang er von hinten auf seinen Rücken. Nachdem die Ordner die sämmtlichen Renner nebeneinander in eine gerade Linie gestellt hatten, warf Livico sein Oberkleid ab, klopfte dem Pferde vertraulich auf den Hals und sprach: „Thue Deine Schuldigkeit!"

Jetzt wurde das Zeichen zum Rennen gegeben und Alle setzten sich in Bewegung. Livico schien es nicht eilig zu haben, denn er tändelte mit seinem Thiere und blieb weit hinter den Uebrigen zurück. Tanaquil sah es mit Unwillen, denn sie hatte darauf gerechnet, daß ihr Schützling den ersten Preis davon tragen würde.

Livico lächelte, dann berührte er die Weichen seines Pferdes mit der nackten Ferse und schnalzte mit der Zunge. Wie von einer Flamme durchzuckt streckte es sich und flog wie ein Pfeil dahin, so daß man glaubte, es berühre den Boden nicht. Bald hatte er den Raum zwischen sich und den übrigen Reitern zurückgelegt und sauste an ihnen im Sturme vorüber.

Tanaquils Gesicht färbte sich vor Freude, aber nun machten auch seine Nebenbuhler gewaltige Anstrengungen. Einige flogen bei dem heftigen Ritte aus den Sätteln und wälzten sich im Sande; andere stürzten mit den Pferden zu Boden und nur die kleinere Anzahl blieb in den Sätteln und suchte ihn zu erreichen. Livico erhob sich nun mitten in der wildesten Carriere auf die Füße, stand aufrecht auf dem Rücken seines Thieres und schoß in immer schnellerem Tempo dahin. Die Versammlung klatschte ihm Beifall zu, aber die Höhe seiner Kunstfertigkeit war noch nicht erreicht. Mit einem Schwung um sich selbst drehte er sich im vollen Rennen um und legte sich dann auf den Rücken des Thieres, welches ihn nach dreimaligem Umkreisen der Rennbahn zum Ziele

trug. Der König, die Königin, die Senatoren und das Volk brachen in einen brausenden Beifallssturm aus; begeistert sprangen Viele von ihren Sitzen auf und riefen ihm Lobsprüche zu, während seine Nebenbuhler keuchend an dem Siegespfahle ankamen. Livico aber schien von der gewaltigen Anstrengung kaum berührt. Heiter sprang er auf den Sand und machte sich zum Faustkampfe bereit.

Seine Gegner traten nun in die Arena, während Sclaven den auseinandergetretenen Sand wieder ebneten. Die Faustkämpfer waren kräftige Gestalten, hochgewachsene Männer mit breiten Schultern und muskulösen Armen und Beinen. Ihre Kraft war noch unberührt, denn sie hatten sich an dem Rennen nicht betheiligt. Jeder von ihnen hegte den geheimen Wunsch, mit ihm anzubinden und ihn schimpflich in den Sand zu werfen.

Livico sah ihre triumphirenden Blicke; aber er dachte in diesem Augenblicke daran, was er Almantia versprochen. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo er für jenen unterbrochenen Schlag viele andere austheilen konnte.

Die Festordner forderten jetzt die Faustkämpfer auf, sich ihre Gegner zu wählen. Da trat Livico vor und bezeichnete die drei Stärksten, mit denen er der Reihe nach ringen wolle.

Die Zuschauer hielten das für eine Vermessenheit und Unmöglichkeit und wollten ihn bestimmen, nur mit einem einzigen zu kämpfen; aber er schüttelte seine langen Locken und bestand auf seinem Vorhaben. Da man vermuthete, er sei von dem Ritte noch so sehr angegriffen, so wollte man ihn in die letzte Linie stellen und die andern Paare vorkämpfen lassen; aber er schüttelte abermals mit dem Kopfe und nahm eine kämpfende Stellung an. Alsbald trat ihm der erste Gegner entgegen und gedachte ihn mit leichter Hand unter die Füße zu bringen; aber er hatte sich stark verrechnet, denn Livico ergriff seine beiden Arme und hielt dieselben so fest, daß er sich nicht rühren konnte.

„Nun thu' Dein Bestes," sagte er und ließ ihn los.

Der Mann machte übermenschliche Anstrengungen und wurde blau im Gesichte, aber Livico schien es nur mit einem Zwerge zu thun zu haben, so leicht wehrte er jeden Angriff ab. Als ihm die Spielerei zu lange dauerte, machte er derselben ein rasches Ende, indem er ihn mit der rechten Hand erhob, daß er zappelnd in der Luft schwebte; dann legte er ihn sanft auf den Sand und verabschiedete sich von ihm, um mit dem zweiten zu beginnen.

Dieser war um ein Stück größer und stärker, als der Besiegte, dazu noch ungeschwächt. Mit einem Triumphlächeln in den Zügen ging er sogleich zum Angriff über, aber er verfolgte eine andere Praxis als sein Vorgänger. Blitzesschnell beugte er sich zu Boden, umfaßte Livico's Leib und wollte ihn emporheben.

Livico merkte seine Absicht, stemmte die Beine fest auf den Boden, kreuzte die Arme über der Brust und schaute dem vergeblichen Beginnen seines Gegners mit einem stillen Lächeln zu. „Stehe auf, mein Freund," sagte er, „und versuche es auf eine andere Weise, denn so kommst Du nicht zu Stande."

Der Fechter schnellte empor und faßte ihn um die Mitte des Leibes, aber er hätte eben so gut einen Felsen aus dem Boden reißen können. Da steckte Livico seinen linken Arm aus, umfaßte ihn mit demselben und knickte ihn so stark zusammen, daß er keuchend zu Boden stürzte.

Die Zuschauer hatten bisher den Athem eingehalten, jetzt aber brach der Beifall los, daß das Geschrei bis zum Forum drang. Noch einer war übrig und zwar der größte und stärkste. Livico hatte sich bisher nur vertheidigt, aber jetzt ging er zum Angriff über. Der Riese mochte wohl fühlen, daß ihm dasselbe Loos beschieden sei, wie seinen beiden Vorgängern, deßhalb schlug er mit geballter Faust auf ihn los, um seine Kraft zu schwächen. Livico nahm das übel auf, denn er hatte geglaubt, nur das Ringen sei erlaubt. Zornesroth erhob er ebenfalls die Faust, aber er ließ sie wieder sinken, weil er wußte, daß jener sich von diesem Schlage nicht mehr erholen

würde. Das aber schien ihm ein unritterliches Beginnen, auch würde es dem Kampfe allzuschnell ein Ende gemacht haben. Mit ausgestrecktem Arme ergriff er ihn an der Brust und hob ihn vom Boden empor, so daß er eine gar erbärmliche Figur machte.

Besiegt war er damit schon, aber als er ihn wieder auf die Füße stellte, erwachte der Zorn in ihm; alle Kraft zusammennehmend, Gift und Geifer spuckend, warf er sich mit einem wilden Schrei auf Livico und krallte ihm die Nägel in das Fleisch. Der Kelte machte nun ein Ende, warf den Riesen mit der einen Hand hoch in die Luft, schnappte ihn mit der andern wieder auf und spielte Fangeball mit ihm. Dann legte er ihn möglichst sanft auf den Sand.

Unbeschreiblich war der Enthusiasmus unter den Zuschauern. Solche großartigen Kraftproben hatten sie noch niemals gesehen und für möglich gehalten. „Mögen uns die Götter beistehen, daß sein Volk nicht über die Berge kommt,“ flüsterte einer der Senatoren, und der Angeredete nickte ihm Beifall zu.

Die übrigen Faustkämpfer hielten sich wacker und würden zu anderen Zeiten großen Beifall errungen haben, aber nach den gewaltigen Thaten des Kelten konnten sie die Aufmerksamkeit der Zuschauer nicht besonders fesseln.

Als der Kampf vorüber war, ließ der König ein Zeichen geben, daß die Reiter und Faustkämpfer sich der Tribüne näherten. Unter lautem Jubel des Volkes verkündigte er, Livico habe sowohl beim Rennen als im Faustkampfe den ersten Preis errungen.

Tanaquil beugte sich über die Brüstung und drückte einen Reif, eine eiserne Krone vorstellend, auf seine Locken, dann hing sie ihm eine goldene Kette um den Hals und sprach: „Ich kröne Dich als König der Kampfspiele. Stolz kannst Du diese beiden Kleinode in Deiner Heimath zeigen und erzählen, daß Tanaquil, die Königin der Quiriten, Dein Haupt mit der Krone und Deine Brust mit der Kette geziert hat.“

Das Fest war zu Ende, und aus den Schranken

strömte Jung und Alt hinaus, um daheim zu berichten, welche Stärke der Fremde an den Tag gelegt.

Livico wurde im königlichen Palaste hoch gefeiert, und Tarquinius bot ihm Würden und Reichthümer an, wenn er bei ihm bleiben wolle.

„Ich kann Dein Anerbieten nicht annehmen," gab er zur Antwort; „die Pflicht ruft mich wieder zu den Meinigen."

Tanaquil bot alle ihre Ueberredungskünste auf, um ihn festzuhalten. „Welchen Reiz haben Eis und Schnee, rauhes Gebirg und Wildnisse für Dich?" sprach sie. „Bleibe in Rom, wo Ehre und Reichthum Deiner warten, wo Du stets in angenehmen Genüssen schwelgen kannst, wo König und Königin Dich lieben und Volk und Senatoren Dich hochachten."

„Nein," gab er zur Antwort; „bei meinem Volke ist mein Vaterland! Ich lasse Dir meine Hirsche und meine Bären hier; Du aber giebst mir von den eisernen Geräthen und Waffen."

„Nimm Gold und Silber," sprach der König.

„Gold und Silber thut mir nicht noth, sondern Eisen; Du sollst wissen, o König, daß es in meinem Lande kein Eisen giebt. Alle Waffen und alle Geräthschaften sind von Stein, Knochen und Holz, und es ist äußerst mühsam, mit denselben fertig zu werden. Wenn wir den Waizen in den Boden streuen wollen, dann haben wir zum Auflockern nur spitze Hölzer und Geweihe. Unsere Beile und Hämmer brechen leicht und es kostet große Mühe, neue zu machen. Gib mir also eiserne Geräthschaften!"

Als sie sich überzeugt hatten, daß keine Ueberredung half, willigten sie endlich darein und der König gab den Auftrag, daß sechs starke Pferde mit all denjenigen Dingen beladen würden, welche ihm von Nutzen sein könnten.

Livico hatte während seiner Anwesenheit in Italien auf den Gebrauch der Gegenstände wohl Acht gegeben und wußte, welch großer Vortheil sie seinen Stammes=

verwandten bringen würden. Er wählte deßhalb auch nur das Nützlichste aus: Pfeil- und Lanzenspitzen, Sägen und Meißel, Harpunen und Fischangeln, Messer, Dolche, Haft- und Haarnadeln, Strick- und Nähwerkzeuge, Sicheln, Grabscheite, Schwerter.

„Ei," sagte Tanaquil, „Du wählst ja keinen Schmuck für die Frauen."

„Ihr schönster Schmuck ist Arbeit und Treue."

„Sie müssen sich auch mit andern Dingen schmücken, und ich will, daß Du der Königin und ihren Töchtern Geschenke mitnimmst."

Sie selbst traf die Wahl und füllte mehrere Kisten mit Kämmen von Holz, Horn und Kupfer, mit silbernen Fingerringen, Armbändern aus Silber und gefärbtem Glase, versilberten Gürtelschnallen aus Erz, Glaskorallen, Armspangen, Gürtelschnallen, Nadeln mit Bernsteinköpfen, Halsbändern aus Korallen, Glasgefäßen, Kleidern und dergleichen Dingen.

„Wir entbehrten diese Gegenstände besser," sagte Livico, „denn sie tragen weder zum Glücke noch zur Wehrhaftigkeit etwas bei; aber da Du es wünschest, so werde ich sie mit mir nehmen und unsern Frauen den Gebrauch derselben erklären."

Tarquinius ließ diese Gegenstände in lange, starke Kisten verpacken, welche leicht auf dem Rücken und an den Seiten der Pferde angebracht werden konnten. Als Alles bereit war, nahm er Abschied und verließ Rom ohne Bedauern und ohne den Wunsch, es jemals wiederzusehen, denn nur nach dem Pfahldorfe stand sein Verlangen. Ohne Schwierigkeit gelangte er bis zum Fuße der Gebirge, aber hier begann sein Kämpfen mit Hindernissen aller Art. Wir wollen uns dieselben für ein anderes Kapitel aufheben.

VII.

Almantia blieb in jener furchtbaren Nacht allein in der Krystallhöhle. Sie schloß die Augen, um die Blitze

nicht zu sehen, und schlief endlich ein. Als das Gewitter aufhörte, erwachte sie wieder; rings um sie her herrschte tiefe Stille und vollständige Finsterniß. Da gerieth sie in's Nachdenken über ihre trostlose Lage, und sie fragte sich, ob ihr Vater nicht allzuhart mit ihr verfahre.

Bald rief sie ja, bald nein; sie war mit sich uneins. „Ruhig, ruhig, Almantia," flüsterte sie dann, „ich will mich nicht gegen seinen Willen auflehnen, sondern in meiner Verbannung ausharren und mit meinem Loose zufrieden sein."

Sie schlief endlich wieder ein; als sie erwachte, strahlte ihr eine Art von Dämmerung entgegen, aber dieselbe kam nicht von unten, sondern von oben. Neugierig erhob sie sich und machte in ihrer Höhle ein paar Schritte aufwärts. Da wurde die Helligkeit noch größer, denn die Höhle war nach oben nicht geschlossen. Nach einiger Zeit erweiterte sie sich immer mehr und zuletzt befand sie sich in einer Vertiefung, die wie ein großer Kessel aussah. Schroff gingen die Wände empor und sie waren alle mit dem schönsten Bergkrystalle bedeckt. Es schien, als ob dieser Kessel einst eine dunkle Höhle gewesen, von dem durch einen Sturm oder ein sonstiges Naturereigniß der obere Deckel abgehoben und hinweggeführt worden sei. Oben um den Rand standen hohe Bäume. Einige waren hinabgestürzt und lagen morsch und faulend am Boden. Freudig jauchzte sie auf, denn nun brauchte sie doch nicht immer im Finstern zu sitzen, sondern konnte sich an der Sonne und an den Bäumen freuen.

Während sie sich über die Erweiterung ihres Gefängnisses freute, stieg die Sonne immer höher und spielte mit ihren Strahlen in den Flächen der Bergkrystalle; es gab zwar kein so herrliches Farbenspiel, als bei den nächtlichen Blitzen, aber es war stetiger und sie konnte es ohne Furcht und Aufregung betrachten. In den Bäumen über ihrem Haupte wurde es sehr lebendig. Die Vögel hüpften von Zweig zu Zweig und sangen ihre Morgenlieder in den blauen Himmel hinein, die

Eichhörnchen liefen an den Stämmen herab und hinauf, putzten das Schnäuzchen und machten Männchen. Auch Hasel- und Auerhühner schienen in dem hohen Haidekraute ihre Wohnung zu haben, denn die Hähne stolzirten in den Zweigen umher und kündigten mit lautem Geschrei den Morgen an. Almantia war hoch erfreut, daß sie nicht ganz allein war, und sie nahm sich vor, bei gutem Wetter stets in diesem freundlichen Krystallkessel zuzubringen.

Gegen Mittag machte sich der Hunger geltend, aber sie wußte, daß sie weder in der Höhle, noch hier und in ihrem Schlafkabinete etwas zu essen finden würde, sondern auf die Ankunft eines Boten warten müßte.

Dieser war bereits auf dem Wege. Der greise Limmon stieg mit einem gefüllten Korbe den Berg hinauf. Oft blieb er stehen und prüfte seine Umgebung, denn er mußte der Beschreibung folgen, welche der König ihm von ihrem Aufenthalte gemacht hatte. Jetzt erreichte er den Wasserfall, den er früher niemals gesehen. Bewundernd stand er vor demselben stille und starrte in den Wasserschaum und die Regenbogen, welche mit ihrem bunten Schimmer in demselben auf- und niedertanzten. „Wie schön!" flüsterte er, „aber ich möchte dennoch nicht immer hier sein, denn von dem Rauschen des Wassers hört man seine eigene Stimme nicht und sogar die Gedanken verwirren sich."

Langsam stieg er jetzt an der Seite des Wasserfalles hinauf und gelangte nach einiger Zeit an den Eingang der Höhle; es mußte dieselbe sein, welche ihm der König beschrieben, aber er fand sie leer. Da überfiel ihn ein Schrecken, denn er glaubte, Almantia sei entflohen. Der greise Mann war von Helvetius in Alles eingeweiht und er kannte den Schwur, welchen das Mädchen auf die Mondhörner gethan. So lange er lebte, war niemals ein unwahres Wort über seine Lippen gekommen. Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit ging ihm über Alles, deßhalb konnte er den Gedanken nicht fassen, daß sie ihrem Schwure untreu geworden sei und denselben gebrochen habe.

Den Kopf auf die Brust gesenkt gab er sich den schmerzlichsten Betrachtungen hin und malte sich den Kummer des Vaters und die Folgen des bösen Beispiels aus, und in seinem Weh rief er mit lauter Stimme: „Almantia, Almantia!"

Das Mädchen saß noch oben in ihrem Kessel, aber sein Ruf scholl wie ein ferner Donner durch die schmalen Windungen des Ganges zu ihr hinauf. Anfangs wußte sie nicht, welches die Ursache dieses sonderbaren Geräusches sei; sie begab sich deßhalb in ihre dunkle Schlafkammer und lauschte mit angehaltenem Athem. Da erscholl der Ruf von Neuem und sie unterschied ihren Namen.

Rasch stieg sie die Stufen hinab und sah den alten Limmon mit gesenktem Haupte da stehen. Fröhlich sprang sie auf ihn zu und zupfte ihn am Kleide. Der Greis schaute auf und ließ vor Freuden den Korb zu Boden fallen.

„Dank den Göttern," sagte er, „ich fürchtete, Du habest den Schwur des Gehorsams gebrochen und seiest entflohen."

„Wohin sollte ich fliehen?" gab sie zur Antwort. „In den Wäldern hausen die wilden Bestien, und ich habe keine Waffen, mich derselben zu erwehren. Flucht wäre also thöricht, denn sie würde mir den Tod bringen. Aber, Limmon, wenn das auch nicht wäre, wenn ich wüßte, daß ich ungefährdet den Weg zu Menschen fände, so würde ich denselben doch nicht suchen, denn ein Schwur ist heilig. Und selbst ohne Schwur würde ich nicht ungehorsam sein. Beruhige Dich also; ich bleibe in meinem Gefängnisse, bis mein Vater mich aus demselben erlöst."

Er nahm nun aus dem Korbe Waizenkuchen, Käse und Haselnüsse und überreichte sie dem Mädchen. Während des Essens fragte sie nach ihrer Mutter und ihren Geschwistern.

Er erzählte ihr die kleinen Begebenheiten des Tages, dann sagte er: „Aber mein Kind, Du wirst in dieser Abgeschiedenheit Langeweile haben und Dich nach Beschäftigung sehnen; darum habe ich Dir Wolle und Hanf mitgebracht."

Dankbar nahm sie diese Gegenstände und verabschiedete sich von dem Greise, welcher versprach, so oft als nothwendig wiederzukommen, um ihr Speise zu bringen.

Sie war wieder allein, aber bei Weitem weniger betrübt, denn durch den guten Limmon war ein Band zwischen ihr und der Kolonie hergestellt, und sie konnte aus seinem Munde erfahren, was ihre Eltern, ihre Geschwister und ihre Bekannten thaten.

Aus der Wand des blinkenden Kessels stand ein großer Krystall weit hervor. Um diesen schlug sie den Hanf und nahm einen kleinen Krystall vom Boden, den sie als Wirtel brauchte, und nun konnte sie spinnen. Sie verbrachte damit einen großen Theil des Tages und dachte dabei an Livico, von dessen Wiederkehr und gutem Betragen ihre Freiheit abhing.

Nach einiger Zeit bemerkte sie einen kleinen funkelnden Krystall am Boden; sie hob denselben auf und sah, daß er an dem stumpfen Ende durchlöchert war. Vergebens zerbrach sie sich den Kopf, wie das gekommen sei, aber sie konnte es nicht ergründen. Dem Leser wollen wir es verrathen. In einer noch viel weiter zurückgelegenen Zeit hatte der Bach, welcher jetzt an der Seite der Höhle hinabstürzte, einen andern Weg genommen. Damals hatte über dem Kessel noch die Decke gelegen, aber der Bach, der immerfort aus der Höhe niederfiel, hatte diese Decke nach und nach abgewaschen, sich im Laufe der Zeit in den Berg gewühlt und den Kessel ausgehöhlt; dann hatte er den schmalen Gang, die kleine Kammer und die große Höhle gebildet und war durch diese den Berg hinabgefallen. Der enge Gang aber konnte das Wasser nicht alle fassen; es blieb lange im Kessel zurück, brach die Krystalle von den Wänden ab und schleuderte sie hin und her. Eines derselben war dadurch so lange zwischen zwei harten Steinen gerieben worden, bis das Loch entstand.

Almantia dachte, dieser Krystall sei ein viel hübscherer Schmuck als die Bärenzähne und Fischgräthe, welche die

keltischen Mädchen zur Zierde um den Hals hingen. Sie zog deßhalb einen Hanffaden durch das Loch und hing ihn um. Bei jeder Bewegung glitzerte der Krystall in der Sonne, und das gefiel ihr so gut, daß sie auf den Gedankeu kam, noch mehr Krystalle zu schleifen und eine ganze Halszier davon anzufertigen.

Sie suchte von Neuem und fand, daß die schönen, schimmernden Krystalle zu Tausenden am Boden lagen. Eifrig suchte sie nun nach Steinen und fand deren auch, aber sie waren alle zu weich und taugten deßhalb nicht zum Schleifen. Schon hatte sie den Gedanken aufgegeben, als sie eines Tages einen rauhen Granit entdeckte, der einige Schrammen auf dem Krystall zurückließ. Da er die Gestalt einer Feile hatte, so konnte sie denselben gut fassen und handhaben. Unverdrossen arbeitete sie nun mit ihrer Granitfeile und sah zu ihrer Freude, daß die schmale Vertiefung immer größer wurde. Nun drehte sie den Krystall um und befeilte ihn von der andern Seite. Ein Loch brachte sie nicht zu Stande, sondern nur eine Korbe, aber diese leistete dieselben Dienste, denn sie konnte nun den Krystall mit einem Faden umbinden und denselben umhängen. Häufig wurde sie des Feilens überdrüssig, aber aus Langeweile begann sie stets von Neuem und fügte den einen Krystall zum andern.

Mit Sehnsucht harrte sie stets auf das Erscheinen Limmons, und dieser kam täglich zur festgesetzten Stunde. Die Zeit, welche er bei ihr verweilte, war die schönste des Tages, weil sie immer etwas von der Mutter und den Geschwistern hörte.

So gingen mehrere Monate dahin und sie gewöhnte sich nach und nach an die Einsamkeit, aber eines Tages erwartete sie den alten Freund vergeblich. „Er wird sich verspätet haben,“ dachte sie; aber es wurde Mittag und Abend und er kam noch immer nicht. Mit großer Besorgniß zog sie sich in ihre Kammer zurück und schlief erst spät ein.

Wir wollen dem Leser nun die Ursache seines Ausbleibens erklären. Man erinnert sich noch, daß Timok

unter den Bewohnern des Pfahldorfes Unzufriedenheit säte und in Folge dessen kaum dem Tode entkam.

Mit schweren Drohungen hatte er sich entfernt und seine Schritte auf demselben Wege zurückgelenkt, auf dem er mit seinen Brüdern aus dem Keltenlande gekommen war. Er hatte die Absicht, dahin zurückzukehren und eine Schilderung von den Vorzügen der neuen Ansiedlung zu machen, denn er war fest überzeugt, daß sie ihm aus Eigennutz folgen und das Pfahldorf für sich in Besitz nehmen würden.

Helvetius hatte ihn durchschaut; aber er wollte sich nicht unvorbereitet treffen lassen. Die Männer mußten beständig der Jagd obliegen und Fleisch herbeischaffen, welches in's Salz gelegt wurde, damit es sich lange hielt. Die Kinder suchten Hasselnüsse und Bucheckern, und hinter den Wohnungen wurde auf dem Wasser noch ein großer Pferch für das Vieh gebaut. Außerdem ließ der König eine Menge Pfeile anfertigen und vermehrte die Waffen.

Also gerüstet schaute er einem Angriffe mit Ruhe entgegen.

Timok war schon viele Tage gewandert und hatte bereits die Gegend erreicht, wo jetzt die Stadt Mainz steht, als er auf ein starkes Keltenlager stieß. Er gesellte sich zu den Leuten und fragte sie, warum sie ihr Vaterland verlassen wollten.

„Die Noth treibt uns dazu," sagte der Anführer. „In unserm Lande ist Krieg ausgebrochen, und der Eine erhebt gegen den Andern die Keule. Auch unser Heim ist überfallen worden, und fremde Menschen haben sich in unsere Besitzthümer getheilt, so daß wir gezwungen sind, mit wenigem Geretteten zu fliehen. Wir suchen jetzt eine neue Heimath, aber die Gegend ist allenthalben offen, und wir fürchten, daß wir das Feld für Andere bauen und selbst elend zu Grunde gehen."

„Ich habe Euch zu guter Stunde getroffen," sprach Timok, „denn ich kann Euch ein Land anweisen, welches von hohen Bergen geschützt wird. Es hat so viel Holz,

daß es niemals zu Ende geht; in seinen Seen sind mehr Fische, als Ihr essen könnt, und die Wälder wimmeln von Wild. Schon weilen zwei Stämme dort. Von dem einen ist Helvetius, von dem andern Thurex König; aber Helvetius besitzt die Liebe seiner Untergebenen nicht. Die erstern sehnen sich darnach, einen andern König zu bekommen, und sie haben mich abgesandt, Ansiedler herbeizurufen, mit denen sie ihre Habe und ihre Hütten theilen wollen. Bedenkt Euch also nicht lange, sondern zieht mit mir in das neue Land, wo es Ueberfluß an Allem giebt."

Die Auswanderer horchten auf seine verlockenden Schilderungen, und nachdem ihr Anführer noch Manches gefragt hatte, entschlossen sie sich, ihm zu folgen.

Sie brachen auf und gelangten nach vielen Tagesmärschen an den Zürchersee.

Helvetius hatte angeordnet, daß einer seiner Leute alle Tage auf die Spitze eines hohen Eichbaumes steige, um die Gegend zu überschauen, er kam auch seiner Pflicht treu nach, fand aber keinen Feind. Schon wollten sie in ihrer Wachsamkeit nachlassen, als der Späher in einer mondhellen Nacht ausrief: „Eine große Schaar Kelten hat sich am Gebirge gelagert und sie haben die Köpfe hierher gewandt."

Nachdem sich Helvetius überzeugt hatte, daß er die Wahrheit sprach, sandte er Limmon zu dem Könige Thurex und ließ ihm sagen, es seien Feinde im Anzuge; er möge kommen und ihm helfen.

Das war der Grund, warum Limmon heute nicht bei seinem Schützlinge erschien. Der Weg nach der zweiten Ansiedelung konnte in jener Zeit nicht so schnell zurückgelegt werden, wie heute, denn Limmon mußte ohne Weg und Steg durch dichten Wald und tiefe Schluchten wandeln. Es war zu befürchten, daß die Botschaft zu spät an Thurex gelangte; deßhalb eilte Limmon so sehr er konnte und kam am folgenden Tage bei sinkender Nacht an.

Sobald der König Thurex die Botschaft erhielt,

rief er seine Leute zusammen und forderte sie auf, die Waffen zu ergreifen. „Brüderliche Hülfe und kräftiger Beistand sind eine unabweisliche Pflicht," sagte er; „wir leben in einem Lande, wo man dieses nicht vergessen darf. Heute sind sie die Angegriffenen, morgen wir. Der Einzelne wird den Angriffen erliegen, aber wenn Alle zusammenhalten, haben die Feinde einen schweren Stand."

Die sämmtlichen Jünglinge griffen zu den Waffen und waren bereit, ihm zu folgen; auch die Männer boten sich an, aber Thurex befahl, daß sie daheim bleiben, die Weiber, die Kinder und die Heerden zu schützen. Schon wurde es dunkel, aber sie zogen dennoch aus und hofften, noch rechtzeitig zu kommen, um ihre Brüder vor Schaden zu wahren.

Der König Helvetius traf ebenfalls alle Anstalten zur Vertheidigung. Das Vieh, welches zerstreut an den Ufern des Sees und auf den Anhöhen bei den Sennhütten weidete, wurde zusammengetrieben und über die Brücken zu den Ställen geführt. Die Heuhaufen, welche für den Winter unter den Bäumen aufgestapelt waren, durften ebenfalls nicht im Freien bleiben, denn es war zu fürchten, daß die Feinde sie verbrannten. Alle Bewohner des Pfahldorfes legten deßhalb Hand an und trugen dasselbe bis auf den letzten Halm unter das Dach des großen Viehstalles, wohin es vor dem Winter doch hätte gebracht werden müssen. Auch für Herbeischaffung von Holz wurde gesorgt, und nun war nichts mehr draußen, als der Waizen und die Gerste, welche man noch nicht ernten konnte, weil sie noch unreif waren.

Helvetius wollte sich genau über die Stärke des Feindes, seine Waffen und dergleichen unterrichten, deßhalb schickte er einen vertrauten Mann, den jungen Kreng, als Kundschafter aus.

Kreng bewaffnete sich und begab sich auf den Weg. Es war nicht schwer, sich unbemerkt an den Feind zu schleichen, weil die ganze Gegend mit dichtem Walde besetzt war. Kreng brauchte aus diesem Grunde auch keinen

Umweg zu machen, sondern konnte direct auf das Ziel losgehen. Es wurde Nacht und so dunkel, daß er fürchtete, die Richtung zu verlieren; aber nun kamen ihm die vielen Feuer zu Hülfe, welche die Feinde anzündeten. Er kam immer näher, und endlich erreichte er den Fuß des Hügels, an dem sie sich gelagert hatten. Vorsichtig kletterte er den Felsen hinan und bestieg ein überhängendes Gestein, von welchem er das Lager ganz überschauen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Er stutzte, als er hinabschaute, denn er war ihnen so nahe, daß er den König hätte todtwerfen können. Ein handlicher Stein lag neben ihm; er brauchte ihn nur zu schleudern, so waren sie ohne Feldherr, aber ein solches Verfahren däuchte ihm schimpflich.

Was man im Pfahldorfe vermuthet hatte, bestätigte sich; Timok war wirklich der schändliche Verräther, welcher die Fremden in ihr friedliches Dorf führte. Neben dem Könige der Fremdlinge im Grase liegend, machte er diesem übertriebene Schilderungen von der Schönheit und Fruchtbarkeit der Niederlassung. „Ihr werdet mit offenen Armen aufgenommen," rief er. „Denn alles Volk ist gegen den König Helvetius empört. Mit Freuden werden sie uns kommen sehen, in ihre Hütten aufnehmen und ihre Habe mit uns theilen; aber sie sind feige und fürchten sich vor Helvetius. Darum gebe ich Euch den Rath, schmettert erst den König nieder — alles Andere macht sich dann von selbst."

Kreng zählte die waffenfähige Mannschaft und kehrte zurück, um seinem Könige einen genauen Bericht abzustatten.

Als er in dem Pfahldorfe ankam, herrschte dort eine fieberhafte Aufregung, welche noch durch Kreng's Bericht vermehrt wurde. Allen, sowohl den Männern als den Frauen, erschien Timok's Verrath in den schwärzesten Farben, und nicht den feindlichen Kelten zürnte man, sondern dem Abtrünnigen und Verräther. Helvetius hatte sich durch seine, in der letzten Zeit so stark hervorgetretene Strenge in der Liebe seiner Unterthanen allerdings sehr

geschadet, und es fehlte nicht an Männern, welche unwillig waren und im Stillen murrten; aber das abscheuliche Betragen des Timok stimmte sie um und sie beschlossen, ihrem Könige mit starker Hand beizustehen.

Helvetius trat bewaffnet aus seiner Hütte und forderte die sämmtlichen streitbaren Männer auf, sich vor ihm zu versammeln. Sie kamen, zeigten ihre Waffen vor und gelobten im Angesichte der heiligen Mondhörner Treue und Tapferkeit. Der König zählte sie und fand, daß Niemand abwesend war, als Limmon, den er zu Thurex gesandt hatte.

„Meine Freunde," sprach er die Versammelten an, „im Lande unserer Väter habt Ihr oft gezeigt, daß Ihr Männer seid, und selbst überlegenen Feinden gegenüber seid Ihr Sieger geblieben. Euere Tapferkeit ist noch dieselbe wie damals, und Ihr steht heute einem Angriffe gegenüber, den Ihr um jeden Preis niederschlagen müßt. Dieses Dorf, welches wir mit so großer Mühe erbaut, in welchem Euere Weiber und Kinder wohnen und wo Euere ganze Habe untergebracht ist, darf dem Feinde nicht in die Hände fallen. Bedenket, daß nicht allein Euer Leben, sondern auch das Euerer Kinder auf dem Spiele steht. Wenn wir unterliegen, ist Alles verloren, was wir hier geschaffen haben, und die Ueberlebenden müssen ausziehen, um eine neue Heimath zu suchen. Timok, der Verräther, hat dem Feinde gesagt, Ihr seiet bereit, sie aufzunehmen und mich, Euern König, zu opfern. Ich glaube das nicht, denn Ihr habt mich erwählt und mir geschworen. Freilich weiß ich, daß es Unzufriedene unter Euch giebt, weil ich Strenge walten ließ, aber ich mußte es, denn bereits haben uns zwei unserer Mitbürger verlassen, Livico und Timok. Von letzterm wißt Ihr, daß er ein Verräther ist, über den erstern schwebt noch ein Dunkel; möge es sich zum Guten aufhellen. Einige zürnen mir, weil ich meine Tochter Almantia in die Verbannung geschickt habe; aber habt Geduld, Ihr werdet den Grund erfahren, wenn die Zeit gekommen ist.

„Ich schwöre Euch, daß ich mit Euch kämpfen und mit Euch sterben werde. Genügt Euch das aber nicht, so sprecht es offen aus und wählt Euch einen andern Anführer. Stellt mich dann als einen der Niedrigsten auf den gefährlichsten Posten und ich werde meine Schuldigkeit bis auf's Aeußerste thun.“

Ein Greis trat jetzt vor und sprach: „Wer ein braver Mann ist, der trete zu mir und erkläre, daß Helvetius unser König bleiben soll und daß wir ihm in allen Dingen vertrauen.“

„Heil dem Helvetius, unserm Könige!“ riefen Alle und traten auf die Seite des Sprechers.

„Ich danke Euch,“ sprach der König, „und nun hört, wie ich die Vertheidigung zu führen gedenke: Draußen stehen noch unser Waizen und unsere Gerste auf dem Halme. Wir dürfen sie nicht verlieren, denn wir würden länger als ein Jahr des Kuchens beraubt sein; darum ist es nothwendig, daß wir dieses Feld besetzen und vertheidigen. Wer diesen gefährlichen Posten mit mir vertheidigen will, der trete vor.“

Jeder wollte sich dem Könige gesellen, und er mußte eine Auslese unter den Tapfersten halten.

„Ihr Andern,“ fuhr er fort, „werdet mit Eueren Bogen auf dem Wasser bleiben und das Geländer besetzen, um den Feind aus der Ferne zu treffen, wenn es nothwendig wird. Mit des Mondes Hülfe werden wir als Sieger aus diesem Kampfe hervorgehen.“

Sofort schritt er zur Ausführung. Die Weiber und Kinder wurden so weit zurückgeschafft, daß sie nicht mehr von den feindlichen Pfeilen erreicht werden konnten, dann brach man die Brücken ab, die zum Lande führten und ließ nur diejenigen stehen, welche mit dem Felde in Verbindung waren, damit die Krieger sich in das Dorf zurückziehen konnten, wenn sie von den Feinden geschlagen wurden. Jetzt zogen die Vertheidiger des Feldes aus, mit Lanzen, Bogen und Steinhämmern bewaffnet. Um der Waffen noch mehr zu haben, sammelten sie Haufen von großen Steinen und legten dieselben in ihre Nähe,

so daß sie sich nur zu bücken brauchten, um sie auf die Feinde zu schleudern.

Alles war bereit, die Kelten wurden erwartet.

Der Ausluger auf dem Baume hatte schon am Morgen den Abmarsch des Feindes gemeldet; seitdem wurde er nicht mehr gesehen, weil der Wald die Herankommenden verdeckte. Gegen Mittag aber erreichten sie eine offenliegende Thalschlucht, welche der Späher ganz überschauen konnte.

„Sie kommen!“ rief er hinab.

Da stieg Helvetius ebenfalls auf den Baum und sah, daß, getreu dem erhaltenen Berichte, die Anzahl der Feinde ihm bedeutend überlegen war. Eilig stieg er wieder hinab und berathschlagte mit seinen Leuten, ob es nicht besser gethan sei, ihnen entgegenzugehen, sie unerwartet zu überfallen und so einen schnellen Vortheil durch Ueberraschung und Verwirrung zu erlangen. Die meisten waren dieser Ansicht entgegen und wollten den Feind festen Fußes erwarten.

Der Vormarsch des Feindes vollzog sich in großer Stille. Als sie die Ufer des Sees fast erreicht hatten, machten sie Halt; der Anführer ließ die Weiber und Kinder in eine tiefe Schlucht treten und auch die gesammte Habe dorthin bringen. Wenige Mann reichten hin, den Eingang zu vertheidigen.

Nachdem Alles geordnet war, durchschritten die Männer die letzte Strecke, die sie noch vom See trennte. Jetzt traten sie aus dem Walde und sahen plötzlich das schöne große Pfahldorf vor sich, welches sie schon als ihr Eigenthum betrachteten. Ein lautes Freudengeschrei erhebend, stürmten sie vorwärts und näherten sich dem Seeufer, aber sie fanden das Dorf wohl vertheidigt; die Ballustrade, welche sich um das Dorf zog, war mit Pfeilschützen besetzt.

Timok trat an den Rand des Sees und rief den Schützen zu: „Hier bin ich, um mich für erlittene Unbill zu rächen; aber nicht an Euch will ich Rache nehmen, sondern an Helvetius. Legt die

Brücken an's Land und empfangt uns als Euere Freunde!"

Als Antwort auf diese freche Zumuthung schwirrte von der Ballustrade her ein Pfeil durch die Luft und durchbohrte dem Verräther die rechte Hand, die er erhoben hatte.

„Das war die Hand, die falsch geschworen," rief der Schütze. „Noch ein weiteres Wort, so durchbohrt ein zweiter Pfeil Dein boshaftes Herz."

Der Anführer der Feinde war verwundert, die Ansiedler so wohl gerüstet zu finden, noch mehr aber darüber, daß er sie so wenig geneigt fand, ihn in ihre Hütten aufzunehmen. Er rief den Timok zu sich und bezichtigte ihn, einen falschen Bericht erstattet zu haben.

„Mit Nichten," gab dieser zur Antwort; „noch fürchten sie den Helvetius, aber sie werden sich Alle zu Dir wenden, wenn sie sehen, daß Du mächtiger bist, als sie." Der Schmerz verhinderte ihn, weiter zu reden; aber er war schon auf die Flucht bedacht und suchte hinter die Linie zu kommen. Der Anführer gewahrte es und rief zwei Leuten zu, seine Wunde zu verbinden und ihn zu bewachen, daß er nicht entkomme. Dann richtete er seinen Marsch gegen das Feld, wo Helvetius mit seinen Streitern stand.

Als er auf Pfeilschußweite herangekommen war, blieb er stehen und rief mit lauter Stimme: „Ihr Männer, wir kommen aus dem Lande der Kelten, um neue Wohnsitze zu suchen. Wir wollen und müssen sie hier finden, denn unsere Vorräthe sind aufgezehrt; unsere Weiber und Kinder hungern und wir selbst sind des Umherziehens müde. Nehmt uns also in Euere Hütten auf."

Helvetius trat vor und antwortete: „Der Boden, auf dem Ihr steht, gehört uns, und die Hütten haben wir mit Mühe und Arbeit erbaut; es kommt Euch also nicht zu, das Eine oder das Andere zu beanspruchen."

„Es ist uns gesagt worden," fuhr der feindliche Anführer fort, „daß die Bewohner dieses Pfahldorfes von ihrem Könige schlecht behandelt werden, und daß sie sich

nach der Stunde sehnen, wo Jemand kommt, der sie aus der Hand des Tyrannen erlöst. Ihr habt einen der Eurigen als Boten an uns gesendet; nun sind wir da. Warum weiset Ihr uns zurück?"

„Der Bote war ein Lügner und ein Bösewicht," rief Helvetius. „Niemand hat ihn abgesandt, Dich zu rufen. Ich bin selbst der König, und meine Unterthanen stehen zu mir wie Kinder zu ihrem Vater."

„Ja, wir stehen zu Dir," riefen Alle wie aus einem Munde, „und wer Dir ein Haar krümmt, den wollen wir von der Erde vertilgen."

Als der Anführer sah, wie schändlich er von Timok betrogen worden war, ließ er denselben vor sich führen und befahl, daß er getödtet werde. Der Elende schrie und jammerte, aber der Anführer war unerbittlich und er wurde vor den Augen beider Heere erschlagen und die Leiche in die Aeste eines Eichbaumes geworfen.

Als dieses geschehen war, wandte sich der Anführer abermals an den König und rief: „Durch diesen Elenden bin ich veranlaßt worden, meine Schritte hieherzulenken, und seine Vorspiegelungen waren schuld daran, daß ich glaubte, hier eine freudige Aufnahme zu finden. Du siehst, daß ich ihn für seine Lügenhaftigkeit bestraft habe; aber ich muß dennoch auf meiner Forderung, hier Wohnsitze eingeräumt zu bekommen, stehen bleiben, denn wir haben keine Nahrungsmittel mehr."

„Es ist nicht unsere Schuld," entgegnete Helvetius, „daß Ihr Euch von einem schlechten Menschen habt anführen lassen; wir sind also Euch nicht dafür verantwortlich, wohl aber habe ich von Dir meinen Unterthanen zurückzufordern, den Du ohne meine Erlaubniß getödtet. Du bist mir in das Gericht gefallen, und verdienst dafür Strafe."

„Ich gebe Dir Bedenkzeit, bis die Sonne zwei Drittel ihres Bogens beschrieben hat," rief der feindliche Anführer, „dann mag der Kampf entscheiden, wenn Du noch keine Vernunft angenommen hast."

Die Feinde lagerten sich in einiger Entfernung und

warteten den festgesetzten Zeitpunkt ab. Helvetius war fest entschlossen, den Kampf anzunehmen, aber er wartete doch mit Ungeduld auf die Ankunft seiner Bundesgenossen, von denen noch nichts zu sehen war.

Um diese Zeit befand sich Thurex mit seinen Streitern auf dem Wege zum See; aber sie hatten noch eine weite Strecke zurückzulegen. Da bemerkte Limmon die Flamme, streckte die Hand aus und rief: „Eilen wir, meine Freunde! Helvetius befindet sich in großer Noth, denn auf dem Berge erscheinen die Feuerzeichen."

Die Männer hatten schon bisher wacker mit großen Schritten vorwärts gehastet; jetzt aber eilten sie noch mehr, denn sie wollten durch ihre Lässigkeit nicht schuld an der Niederlage ihrer Brüder sein. Ueber Stock und Stein ging es dahin, und sie machten in einer Stunde zwei.

Unterdessen ging die Sonne immer weiter abwärts und die Stunde des Kampfes näherte sich mehr und mehr. Die Weiber und Kinder des Pfahldorfes versammelten sich in großer Angst um das Bildniß des Mondes und schrieen zu ihrem Gotte um Hülfe. Endlich erhob sich der feindliche Anführer und gab das Zeichen zum Kampfe. In geschlossenen Reihen rückten sie heran, um das Häuflein der Vertheidiger zu erdrücken.

„Meine Freunde," sprach Helvetius, „spart einstweilen die Pfeile, denn viele werden verloren gehen; greift erst zu den Steinen und schleudert sie in ihre Reihen." Da hoben sie die kleinern Steine vom Boden auf, legten sie in ihre Hanfschleudern und warfen sie dem Feinde entgegen. Sausend fuhren dieselben durch die Luft und trafen in die Reihen der vorrückenden Feinde. Einzelne derselben stürzten schwer getroffen zu Boden, die übrigen stürmten mit Wuthgeschrei vorwärts; aber bald wurden sie von einer zweiten Steinsalve getroffen und wieder stürzten ihrer eine Anzahl nieder. Die Wuth der Angreifer kannte nun keine Grenzen mehr; den Tod verachtend, stürmten sie vorwärts, aber der Steinhagel wurde nun so stark, daß sie sich zur Flucht wenden mußten. Hinter dicken Bäumen fanden sie Schutz, und

von hier aus schossen sie mit Pfeilen gegen die Ansiedler, aber dieselben flogen nicht weit genug, sondern fielen zehn Schritte von dem Felde auf den Boden.

Die unter Helvetius vereinigten Streiter waren durch den Erfolg so sehr ermuthigt worden, daß sie ihre Stellung verlassen und die Feinde im Walde aufsuchen wollten, aber Helvetius widersetzte sich diesem Vorhaben. „Wir haben noch keinen Mann verloren,“ sagte er, „und wir dürfen auch keinen verlieren, denn sie sind noch immer viel zahlreicher, als wir. Wenn wir unser Feld verlassen, so könnte es sich leicht ereignen, daß uns einige Männer in den Rücken kommen und unsern Waizen anzünden; das aber wäre ein sehr beklagenswerther Verlust — darum ist es besser, daß wir an diesem Platze ausharren.“

Einige von den Fremdlingen versuchten es jetzt, das Pfahldorf durch Schwimmen zu erreichen. Das Beispiel war ansteckend, viele folgten ihnen, und das Wasser war voll von Köpfen. Die Männer an der Ballustrade ließen sie so nahe herankommen, daß sie sicher zielen konnten, dann schnellten sie ihre Pfeile los und trafen viele der Schwimmer. Entmuthigt kehrten sie um; nur dem fremden Könige gelang es, die Planken zu erreichen und sich an einer der Brücken aus dem Wasser zu arbeiten. Kaum aber stand er auf der Brücke, so trafen ihn wuchtige Keulenschläge und er blieb besinnungslos liegen.

Als die Kelten sahen, daß ihr Anführer fiel, zogen sie sich noch tiefer in den Wald zurück, aber sie dachten nicht daran, sich zu ergeben. Sie wollten nur den Vollmond abwarten und dann den Tod ihres Königs rächen. Wuthschnaubend lagen sie zwischen den Tannenbäumen und harrten mit Ungeduld der Stunde der Rache.

Helvetius ordnete an, daß sich seine Leute ebenfalls niederlegten, damit sie sich nicht zu sehr ermüdeten. So ruhte auf beiden Seiten der Kampf, und die Nacht brach an.

Mittlerweile war Thurex mit seiner Schaar dem Kampfplatze nahe gekommen. In einer Entfernung von

tausend Schritten machte er Halt und sprach zu Limmon: „Gehe und bringe Deinem Könige die Nachricht, daß ich da bin; ich aber werde Dich eine Strecke begleiten, um die Stellung des Feindes auszukundschaften."

Die beiden Männer schritten rüstig vorwärts, und wunderten sich, daß Alles so stille war. Sie hatten geglaubt, lautes Kampfgetöse zu vernehmen, und nun hörten sie nur das Flüstern des Windes in den Bäumen. Schon fürchteten sie das Schlimmste, nämlich die Niedermetzelung des ganzen Dorfes; da blieb Limmon stehen und flüsterte dem Thurex zu: „Schau dort unter den Bäumen!"

Thurex richtete seinen Blick dorthin und fand eine große Schaar von Männern, die sich auf den Boden gekauert und die Köpfe dem See zugewendet hatten.

„Ah," entgegnete er; „wir sind ihnen im Rücken. „Nun geh und berichte Deinem Herrn, was Du gesehen. Ich gehe zurück, um meine Leute zu holen. Wenn wir an dieser Stelle angekommen sind, werde ich den Schrei des Uhu hören lassen. Auf dieses Zeichen soll Dein Herr mit seinen Mannen aufbrechen. Er wird die Feinde im Angesichte, ich werde sie im Rücken angreifen, und so werden wir sie mit der Hülfe des Mondes vernichten.

Limmon machte einen Umweg, kam ungesehen zum Könige und berichtete ihm, daß die Hülfe nahe sei. Helvetius hatte Mühe, seine Leute zu beruhigen; die Freude hätte sie fast Alles verderben lassen.

Der Feind hatte den Vollmond erwartet. Jetzt stieg derselbe in majestätischer Pracht hinter den Bergen auf und schaute mit hellem Gesichte über den See. Das Pfahldorf wurde dadurch so hell erleuchtet, daß man jedes einzelne Haus und die Bogenschützen an der Ballustrade sehen konnte. Auch auf die Männer, welche an dem Getreidefelde lagen, leuchtete er herab; sie schienen zu schlafen. Unter den Bäumen erscholl ein leises Commando, und die Männer krochen mit Vermeidung jeden Geräusches auf Händen nnd Füßen vorwärts. Schon waren sie über die Bäume hinaus und Helvetius konnte sie deutlich überschauen. Da hörte man im Walde den

unheimlichen Ruf des Uhu. Die Vorwärtskriechenden beachteten den Schrei nicht, denn es war nichts Ungewohntes, den Ruf des nächtlichen Vogels zu hören. Helvetius aber rief seinen Leuten zu: „Auf und vorwärts!"

Der Ruf war kaum erschollen, so standen seine Leute auf den Füßen. Die Gegner, mit Verdruß gewahrend, daß sie sich getäuscht hatten, erhoben sich ebenfalls, und die beiden Schaaren stürmten aufeinander los. Ehe es aber noch zum Schlagen kam, erscholl im Rücken der fremden Kelten lautes Geschrei. Sie stutzten, schauten und gewahrten zu ihrem Schrecken, daß sie eingeschlossen waren.

„Ergebt Euch!" rief Helvetius, „oder Ihr seid Alle des Todes!"

Die Feinde standen starr und wie an den Boden gewurzelt; nur zu deutlich sahen sie, daß sie verloren waren.

Da trat der in der Eile gewählte Anführer vor die Front und sprach: „Der Mond ist nicht mit uns; wir können nicht gegen so Viele kämpfen. Sprecht, unter welchen Bedingungen wollt Ihr uns frei ziehen lassen?"

„Liefert Euere Waffen ab," sprach Helvetius, „und ich will mit Thurex und den Aeltesten berathen, was geschehen soll."

Die Waffen wurden abgegeben, und sie mußten sich, von den Siegern bewacht, auf den Boden niederlegen. Helvetius und Thurex aber begaben sich über die Brücke in das Dorf und ließen die Aeltesten zusammen kommen. Die Meinungen waren verschieden; Einige gaben den Rath, sie zu tödten, Andere meinten, es sei besser, sie hinwegzutreiben und wieder Andere waren der Ansicht, man solle sie an einem entfernten See ansiedeln.

Da erbat sich Limmon das Wort und sprach: „Meine Freunde! in unserm frühern Vaterlande ist eine allgemeine Bewegung; die Völker begeben sich auf die Wanderung und bereits hat sich allenthalben das Gerücht verbreitet, daß hier ein großes menschenleeres Land ist,

in dem sich gut wohnen läßt. Sicherlich werden also noch mehr und noch größere Schaaren kommen, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie den Fußstapfen der Vorangegangenen folgen werden. Unsere Ansiedelung wird also das Thor sein, durch welches sie eingehen. Ob wir immer so glücklich kämpfen, wie heute, ist eine Frage, die sich nicht entscheiden läßt, dagegen ist es sicher, daß wir einen längern Widerstand leisten, wenn wir mehr Hände haben. Thurex wohnt weit von uns ab, und so großen Werth wir auch auf sein Bündniß legen, so könnte es sich doch ereignen, daß er einmal zu spät käme. Mein Rath geht deßhalb dahin, daß wir diejenigen, die uns als Feinde angriffen, zu Freunden machen. Erlauben wir ihnen, sich in unserer Nachbarschaft, an den Ufern dieses Sees anzusiedeln, nahe genug, daß wir ihnen und sie uns schnell genug zu Hülfe eilen können. Der See ist reich an Fischen und der Wald voller Wild; an Nahrung wird es also weder uns, noch ihnen fehlen. Wollen sie sich unter die Botmäßigkeit unseres Königs fügen, so laßt sie als Unterthanen hier bleiben."

Thurex war diesem Plane im Anfange nicht sehr geneigt, denn er fürchtete, des Helvetius Macht werde zu groß; aber Limmon legte ihm auseinander, daß er weniger oft gezwungen sein werde, mit seiner Hülfe heranzurücken, und daß er selbst von der Verbindung Nutzen ziehe, wenn er einmal angegriffen werden sollte.

„Du bist ein kluger Mann," sprach Thurex, „und ich sehe, daß Du Recht hast, darum will ich Deinem Vorschlage nicht entgegen sein."

Helvetius schmeichelte sich mit der Aussicht, der König eines großen Volkes zu sein, und die Aeltesten fanden den Rath ebenfalls gut. Man hielt es aber für nothwendig, mit dem verwundeten Könige zu reden, den man in einer der Hütten niedergelegt hatte.

„Ich bin hierhergekommen," sagte dieser, „um mein Volk glücklich zu machen, aber der Anfang brachte mir Unglück, denn ich werde den abermaligen Aufgang des Mondes nicht mehr erleben. In wessen Hände könnte

ich das Schicksal eines Volkes besser legen, als in die des starken Helvetius. Versprichst Du mir, daß Du sie gut halten willst, so gebe ich meine Einwilligung und will mit meinem Volke reden."

„Ich verspreche es Dir beim Monde und bei der Sonne," sprach Helvetius. „Thurex und die Aeltesten meines Volkes sind Zeugen meines Versprechens, das ich morgen im Angesichte der Sonne wiederholen will."

Die Nacht verging. Als der Morgen anbrach, sprach der besiegte König: „Tragt mich zu den Meinigen, daß ich ihnen Rath ertheile und in ihrer Mitte sterbe."

Kräftige Männer trugen ihn über die Brücke und in den Kreis seiner entwaffneten Unterthanen. Als sie den gestern noch so starken Mann sahen, der jetzt schon auf der Schwelle des Todes stand, flossen ihnen die Thränen und sie jammerten und wehklagten. „Seid stille," sagte er, „und horcht auf meine Stimme, denn ich habe nur noch wenige Augenblicke zu leben, und wenn mein Mund stumm geworden ist, kann ich Euch keine Rathschläge mehr ertheilen. Ihr wißt, wie wir durch die Lügen eines verächtlichen Menschen in einen Kampf gerathen sind, den wir anfangs nicht beabsichtigten. Die Sterne haben gegen uns entschieden und wir sind in die Hände des Siegers gegeben. Widerstand können wir nicht mehr leisten; es steht in des Helvetius Macht, Alle, die mit mir aus Keltenland gekommen sind, zu tödten. Aber er wird das nicht thun, sondern aus meinem Munde den Auftrag übernehmen, Euch glücklich zu machen, eine Aufgabe, die ich selbst nicht mehr erfüllen kann. Hört genau zu, was ich Euch jetzt sage: Helvetius wird Euch am Ufer des Sees einen Strich Landes und eine Fläche Wasser überweisen, wo Ihr Euch mit seiner und seines Volkes Hülfe ansiedelt. Er wird sorgen, daß Ihr Weiden und Felder habt und daß es Euch nicht an Nahrung gebricht. Ihr erhaltet also Alles, was Ihr wünschet und wechselt nur den König. Helvetius, willst Du auf die Hörner des Mondes schwören, daß Du erfüllst, was Du versprochen hast?"

„Ich will es!“

„Und Ihr, meine Kinder, wollt Ihr schwören, ihm unterthänig zu sein und ihn als König anzuerkennen?“

Es kam ihnen hart an, diesen Schwur zu leisten, aber ihr König drängte, und es war das Einzige, was sie thun konnten.

Einer der Besiegten machte den Einwurf, es sei bei wichtigen Angelegenheiten stets Sitte gewesen, eine Seherin zu befragen, und er glaube, daß dieses auch jetzt geschehen müsse.

Der todtkranke König fand diesen Einwurf gerechtfertigt und sprach: „Mein Zustand erlaubt es nicht, daß ich zu der Seherin gebracht werde; lasset sie deßhalb zu mir kommen, aber eilet, denn mein Lebensfaden läuft zu Ende.“

Helvetius war in großer Verlegenheit, denn in seinem neuen Reiche gab es keine Seherin, und doch sah er die Nothwendigkeit ein, den Wunsch der Besiegten zu befriedigen, da sie sonst nimmer zur Ruhe kommen würden. „Du hast Deine eigene Tochter vergessen,“ flüsterte Limmon ihm zu. „Laß sie als Seherin auftreten, so hast Du zu gleicher Zeit eine Entschuldigung für ihre Entfernung.“

Wie ein Lichtstrahl fuhr es dem König durch den Geist, daß er durch Almantia große Vortheile erringen könne. „Hört,“ rief er, „über meine Tochter Almantia ist der Geist der Weissagung gekommen und sie hat sich in eine unzugängliche Höhle zurückgezogen. Wollt Ihr, daß ich sie holen lasse, so sprecht.“

„Ja, wir wollen es!“ riefen Alle.

Helvetius beauftragte den Limmon, sie zu holen. Dieser nahm heimlich einen Korb mit Speise und eilte von dannen.

VIII.

Als Limmon in der Krystallhöhle ankam, fand er Almantia in einem Zustande großer Entkräftung, denn

seit er zum letztenmale dagewesen war, hatte sie keine Nahrung erhalten. Gierig verschlang sie die Brodkuchen und fragte, warum man ihrer nicht gedacht habe.

„Meine Tochter,“ antwortete er, „ich hatte keine Ahnung davon, daß man Dich so vernachlässigte; aber es sind Dinge vorgefallen, welche die Vergeßlichkeit entschuldigen. Ein fremder Volksstamm kam aus Keltenland und griff unser Dorf an —.“

„Halt,“ rief Almantia, „sprich nicht weiter, denn ich habe diesen Ueberfall im Geiste gesehen. Als mich der Hunger so sehr peinigte, verfiel ich in einen unruhigen Schlaf, und ich sah fremde Männer kommen, welche sich unserer Hütten bemächtigen wollten, aber die Unserigen wehrten sich und blieben Sieger. Ich sah, daß mein Vater König über Alle wurde und daß er den Fremdlingen höher hinauf Hütten bauen ließ, wo sie glücklich lebten, aber ich sah auch neue Schaaren aus Keltenland kommen, welche sich des Sees wirklich bemächtigten und uns vertilgten.“

Limmon schaute das Mädchen mit weitgeöffneten Augen an und sprach: „Wahrlich, meine Tochter, die Götter haben Dir den Geist der Weissagung gegeben, und gerade in diesem Augenblicke bedürfen wir einer weisen Frau.“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte Almantia.

Limmon erzählte ihr Alles und forderte sie auf, ihn sogleich zu begleiten, aber das Mädchen schüttelte den Kopf und entgegnete: „Ich habe allerdings diesen Traum gehabt, aber bin ich darum eine weise Frau? Und darf ich mich in Dinge von solcher Wichtigkeit mischen?“

„Du mußt es, denn wenn der König stirbt, ohne daß Du Deinen Rath gegeben, dann unterwerfen sich die Besiegten nur widerwillig, und statt des erwarteten Glückes wird nur Unglück und Feindschaft das Loos beider Völker sein. Almantia, verlaß in dieser schweren Stunde Deinen Vater nicht.“

Lange redeten sie hin und her; endlich ließ sich Almantia bewegen und trat mit ihm den Weg zum See

an. Unter einer hohen Buche, ganz in der Nähe, wo der verwundete König seinen letzten Augenblicken entgegensah, lag ein viereckiger Granitstein. Almantia ließ sich auf denselben nieder. Man bemerkte sie erst, als Limmon aufmerksam auf sie machte. Ihre Erscheinung war wirklich eine erhabene und wurde noch durch den Blätterbaldachin gehoben.

Unter dem Volke entstand Ruhe und Aller Köpfe wendeten sich der Prophetin zu.

„Hört mich!" rief sie, „denn ich will Euch mein Gesicht verkündigen. In Schmerzen lag ich auf dem Blätterpfuhl meiner einsamen Höhle; da legte sich ein Schleier vor meine Augen und ich versank in tiefen Schlaf. Da hörte ich in der Ferne das Brausen von Menschenstimmen, und siehe, eine große Schaar von Kelten kam in dieses Land gezogen und forderten die Wohnsitze meines Volkes. Dieses aber wollte nicht gutwillig hergeben, was es mit Mühe erworben, und so kam es zwischen den beiden Völkern zum Kampfe. Die Fremden unterlagen, und ihr König wurde auf den Tod verwundet. Da unterwarfen sich die Fremden dem Könige Helvetius, und dieser gab ihnen an diesem See Platz zu einer großen Ansiedelung und half ihnen Hütten bauen, denn sie hatten ihn als König und Herrn anerkannt. — Das war mein Gesicht. Nun handelt darnach!"

Almantia aber erhob sich und begab sich wieder in ihre Höhle.

Der sterbende König konnte nicht mehr reden, aber er machte seinen Angehörigen ein Zeichen, nur nicht länger zu zögern. Alle leisteten den Schwur und erkannten den Helvetius als König an; auch der Sterbende legte seine Hand zwischen die Mondhörner, dann verschied er.

Unter den Ankömmlingen war großes Wehklagen, denn sie hatten ihren König sehr geliebt. Der Körper wurde auf den hohen Granitstein gelegt, auf welchem vorhin die Prophetin gesessen, und Alle kamen her-

bei, um ihm noch einmal in das gebrochene Auge zu schauen.

Helvetius befahl, daß die Körper der übrigen Erschlagenen vor ihm niedergelegt würden, und auf die Nacht bestimmte er das Begräbniß. Indessen gingen Boten zu den Weibern und Kindern, die noch im Walde lagen, daß sie herbeikämen und bei ihnen blieben.

Die Armen hatten keine Ahnung von dem schlimmen Ausgange des Kampfes, sondern lebten der festen Zuversicht, daß die Ihrigen gesiegt hätten. Lautes Jammergeschrei erfüllte den Wald, als sie von dem unerwarteten Ausgange benachrichtigt wurden; Viele von den Weibern rauften sich die Haare aus und wollten sich nicht bestimmen lassen, mit an den See zu ziehen. Erst nach langer Ueberredung gelang es, und der traurige Zug setzte sich in Bewegung. Als derselbe am See ankam und die Weiber die Leichen der Erschlagenen sahen, begannen die Lamentationen von Neuem, und nur die Versicherung der Ihrigen, daß sie wohl aufgenommen seien, konnte sie endlich beruhigen.

Helvetius traf nun die Bestimmung, daß die Besiegten einstweilen alle in dem Pfahldorfe aufgenommen und gespeist würden. Alle Brücken wurden bis auf das Land geschoben, und die neuen Ansiedler gingen hinüber und wurden freundlich und gastfrei empfangen. An diesem Tage gab es keine Hütte, deren Boden nicht aufgehoben wurde, um mit den Körben Fische zu schöpfen.

Helvetius gab nun den Auftrag, daß ein großes Grab für die Opfer des Krieges gegraben werde, und er schickte eine Anzahl Männer, die mit ihren unvollkommenen Instrumenten den Boden aufwühlen sollten. Als Ort des Begräbnisses hatte er eine Stelle im Walde bezeichnet, die in einem Rondell von Felsen lag. Eine schönere und passendere hätte man nicht finden können, denn die Felsen bildeten ein natürliches Monument, welches von der spätern Kunst nicht so großartig hätte dargestellt werden können.

Die Gräber hatten den ganzen Nachmittag mit dem

Ausgraben der Erde zu thun, denn das Grab mußte groß und weit werden, weil es die sämmtlichen Leichen aufnehmen sollte. Als der Abend nahte, verließen Alle, selbst die Weiber und die größern Kinder das Pfahldorf, um dem Leichenbegängnisse beizuwohnen.

Der König schritt voraus, und hinter ihm kam Limmon, welcher das Mondbild aus rothem Sandstein trug. Als sie im Walde angekommen waren, setzte er dasselbe auf dem großen Granitsteine nieder. Helvetius ließ sich von seiner Gattin Duba die Opferkuchen reichen und stellte sie neben das Bild des Mondes. Nachdem er ein Stückchen davon genossen, forderte er den Schädel des Lindwurms, den er erschlagen, hing denselben an einer Schnur um den Hals und opferte den Göttern die Kuchen.

Dann wandte er sich zu dem Volke und sprach: „Heute trage ich zuerst den Schädel eines Ungeheuers, das ich erlegte, um mein Volk zu schützen; aber ich will mich nur dieses einemal des Schmuckes bedienen und ihn dem verstorbenen Könige mit in's Grab geben. Es soll Euch dieses zum Zeichen dienen, daß ich keinen Groll gegen ihn hege und daß ich die neugewonnenen Brüder halten werde wie die ältern."

Den großen Schädel von seiner Brust nehmend, legte er denselben auf die Brust des verstorbenen Königs und befahl, daß ein Scheiterhaufen angezündet werde. Der dürren Aeste gab es in großer Menge auf dem Waldboden. Sie wurden aufgesammelt und zusammengehäuft; dann wurde die Leiche des Königs aufgehoben und auf den Scheiterhaufen gelegt. Nun näherte sich Helvetius und nahm aus den Händen Limmon's ein brennendes Feuerscheit, welches er am Boden des Scheiterhaufens zwischen die dürren Aeste steckte. Bald wurde die Flamme größer und leckte von allen Seiten zwischen den Zweigen hindurch, bis sie die Leiche erreichte und hoch über derselben zusammenschlug.

Viele von seinen frühern Unterthanen schluchzten; die meisten aber schauten dem gewaltigen Brande mit

einem religiösen Gefühle zu, denn sie glaubten, das Feuer reinige ihren Körper von allem Unlautern.

Der Scheiterhaufen brannte bis auf den Boden nieder, und man sah in den glühenden Kohlen die geringen Reste des einst so mächtigen Mannes.

Nachdem neue Scheiterhaufen angezündet worden waren, damit man bei dem Begräbnisse nicht im Dunkeln war, gingen der König und die Aeltesten mit langsamen Schritten um die glimmenden Kohlen und riefen Sonne und Mond an, daß sie den Todten in ihre Wohnungen aufnehmen möchten. Nach und nach erkalteten die Kohlen und man konnte die Asche und die halbverbrannten Knochen des Königs herausnehmen und in eine große Urne legen. Kleinere Urnen erhielten ebenfalls Ueberreste des Leichnams. Die nächsten Anverwandten, seine Weiber und Kinder erhoben nun die Urnen, stiegen in das große Grab hinab und setzten dieselben in die Mitte auf den Boden, die kleinen um die große herum; auch die Töpfe mit den Opferkuchen und noch andere Urnen wurden hinabgereicht und niedergesetzt. Jeder wollte dem Hingeschiedenen ein Andenken mitgeben; die Männer gaben eine Waffe, die ihnen lieb und werth war; die Weiber brachten Schmuckgegenstände, und alle diese Dinge wurden zu der Asche in die Urnen gelegt.

Jetzt holten die Anverwandten die sämmtliche Asche und die Kohlen des Scheiterhaufens und streuten dieselben über die Urnen. Damit waren die Begräbnißfeierlichkeiten für den König geschlossen. Die übrigen Körper erhielten nicht die Ehre der Verbrennung, sondern wurden in ihren Kleidern um den Aschenhügel des Königs gelegt; aber ihre Angehörigen wollten sie doch nicht ohne Andenken in der dunkeln Erde lassen. Sie gaben ihnen Waffen und Schmuckgegenstände mit und umgrenzten die einzelnen Leichname mit Steinen, die sie im Kreise oder im Viereck legten.

Die Nacht war schon weit vorgerückt, als die Bestattung vorüber war. Alle Anwesenden halfen jetzt die Grube füllen, denn es war ein Beweis der Liebe, daß

man die Erde mit den Händen auf die Todten streute. Mehr und mehr füllte sich das gemeinsame Grab, und endlich wölbte sich auf demselben ein Hügel, den man noch mit Haufen von kleinen Steinen bedeckte.

Um das Grab für alle Zukunft zu kennzeichnen, holte man tiefer aus dem Walde eine große Steinplatte, die von einem Felsen herabgerollt war, und legte sie auf die Spitze des Hügels. Der König, zugleich auch der oberste Priester, bestimmte, daß künftig auf dieser Steinplatte alle Opfer dargebracht werden sollten.

Endlich ging man in das Pfahldorf zurück und pflegte der Ruhe. Am folgenden Morgen nahmen Thurex und seine Leute Abschied; vorher aber wurde mit Helvetius das Schutz- und Trutzbündniß erneuert, und der Eine versprach dem Andern in allen Gefahren treue und brüderliche Hülfe.

Die Errichtung einer neuen Ansiedlung durfte nicht zu lange hinausgeschoben werdeu, weil es sonst zu schwer wurde, die Menge der Menschen zu ernähren. Helvetius und Limmon nahmen deßhalb die Aeltesten des Stammes zu sich und begingen mit ihnen die Ufer. Eine Stelle, die etwa eine Stunde von der ersten Ansiedlung entfernt war, däuchte ihnen günstig zur Anlage eines Dorfes, denn das Ufer war eben und fruchtbar, und die beiden Colonieen konnten sich gegenseitig überschauen.

Die sämmtlichen Kelten legten nun Hand an, fällten Bäume, machten Pfähle daraus und fuhren sie mit einem Einbaume auf den See, wo sie nach Limmon's Angaben eingerahmt wurden. Nach einigen Wochen stand das zweite Dorf, und die neuen Ansiedler konnten sich in ihre Wohnungen begeben. Dann machten sie ein großes Viereck am Ufer des Sees von Bäumen und Sträuchen frei und bestimmten dasselbe zum Getreidefelde; aber noch war es zu früh, den Waizen in den Boden zu bringen.

Sie mußten übrigens täglich gewärtig sein, von neuen Horden überfallen zu werden. Limmon glaubte sogar, daß dieser Zeitpunkt nicht mehr allzufern sei. Er war der Ansicht, wenn noch einmal ein Ueberfall statt-

fände, dürfe man die Eindringlinge nicht bis an den See kommen lassen, denn wenn die Schaar zu groß sei, dann könne es sich leicht ereignen, daß sie die Hütten niederbrännten und alle Tapferkeit zu Schanden machten.

„Und wie gedenkst Du es zu bewerkstelligen, daß sie nicht bis an den See kommen?" fragte Helvetius.

„Folge mir, und ich will es Dir zeigen," gab der Greis zur Antwort.

Er führte ihn den Weg, auf dem sie einst in die Schweiz gekommen waren, und den auch die neuen Ansiedler gewählt hatten. Nach kurzer Wanderung kamen sie an eine Stelle, wo hohe schroffe Felswände enge zusammentraten, während sich auf beiden Seiten vor diesem Engpasse ein geräumiger Kessel befand, in welchem große Eichen wuchsen.

„Sieh', mein König," sprach Limmon, „in dieser Felsenenge muß man eine hohe Mauer aufführen, so daß Niemand den Weg passiren kann. Mag auch eine feindliche Schaar noch so groß sein, hier muß sie dann Halt machen und kann nicht weiter, denn die Felsen an den Seiten sind unübersteiglich. Sieh' auch die beiden Thalkessel. Man muß dieselben von den Bäumen befreien und rings an den Felsen herum Wohnungen bauen, welche sich mit leichter Mühe herstellen lassen, weil eine Wand und das halbe Dach gespart sind. Den Boden muß man umhacken und besäen. Die Leute, welche hier auf Wache stehen, können das besorgen, ohne ihrem Wächtergeschäfte untreu zu werden.

Helvetius fand diesen Plan nicht übel, aber er meinte, vorderhand sei innerhalb den beiden Colonieen noch genug zu thun, und man dürfe vorläufig an die Ausführung nicht denken. Vergebens stellte ihm Limmon vor, je schärfer hier Wache gehalten werde, desto ungestörter könnten sich die Uebrigen ihren Geschäften hingeben. So blieb es denn einstweilen beim Alten; nur sorgte Helvetius dafür, daß eine Menge Steinwaffen neu angefertigt wurden.

Almantia, zu der wir wieder zurückkehren müssen,

führte ein durchaus trostloses Leben. Die neue Würde einer Seherin konnte sie für die ewige Einsamkeit nicht entschädigen. Vom Morgen bis zum Abende hatte sie keine andere Beschäftigung, als das Schleifen der Krystalle und die geringen Handarbeiten, ebenfalls ein ewiges Einerlei, welches sie nur dann erfreute, wenn sie einen neuen Krystall zu ihrem Halsschmucke fügen konnte. Ganz freudenlos wurde ihr Aufenthalt, wenn es regnete, weil sie dann nicht in ihrem Kessel weilen konnte, sondern sich stets in ihrem halbdunkeln Schlafgemache aufhalten mußte. Zuweilen stieg sie allerdings auch in die untere große Grotte hinab, wo doch wenigstens ein Stück Welt für sie sichtbar war; doch, sie hatte keine Menschen, kein vernünftiges Wesen um sich, das drückte sie ganz nieder, und besonders machte sie die Trennung von ihrer Mutter traurig.

Eines Tages hörte sie in der untern Höhle ein klägliches Geschrei und gleich dahinter her ein lautes Gebrüll. Sie erkannte die Thiere an der Stimme.

„Eine Hirschkuh von einem Bären verfolgt," sagte sie. „Ich muß eilen, um der Bedrängten Hülfe zu bringen."

Furchtlos stieg sie hinab und ergriff einen schweren Krystallklumpen, der am Boden lag. Hülfe that noth, denn der Bär hatte die Hirschkuh schon in eine Ecke getrieben, wo sie nicht mehr entwischen konnte. Schon stellte er sich auf seine plumpen Hinterfüße und hob die vordern Tatzen empor, um das kläglich wimmernde Thier zwischen seinen Armen zu erdrücken. Da sprang Almantia auf ihn zu und schleuderte ihm den schweren Krystallklumpen mit aller Macht auf das ungeschlachte Haupt.

Der Bär rollte zu Boden, aber er war nicht todt, sondern nur betäubt, und wenn er wieder auf die Füße kam, so war ihr eigenes Leben in Gefahr. Rasch erhob sie den Steinklumpen von Neuem und schleuderte denselben mit solcher Macht auf den Kopf des Unholdes, daß der Schädel zerbrach.

„Es ist Dir recht geschehen," flüsterte sie, „denn Du wolltest die unschuldige Hindin ermorden."

Das gerettete Thier sah sie mit klugen Augen an, und als Almantia näher trat und die Hand auf ihren blanken Rücken legte, da lief sie nicht furchtsam weg, sondern leckte ihr die Hand. Von dieser Stunde an waren Almantia und die Hirschkuh gute Freunde; täglich machte das Thier einen Besuch und war ganz vertraulich mit ihr.

Als Limmon mit dem Korbe wiederkehrte und den erschlagenen Bären sah, war er nicht wenig verwundert, daß Almantia's Hand eine That vollbracht hatte, vor der mancher kühne Mann zurückgebebt haben würde.

„Du bist wahrlich eine Heldin," sagte er, „aber wir werden Deine That verschweigen, denn wenn Dein Vater erfährt, daß Du mit den Bestien so leichte Arbeit hast, so wird er noch weniger geneigt sein, Dich zurückzurufen."

„Dann wäre es ja besser für mich," sagte Almantia traurig, „ich ließe mich von ihnen ein wenig zerfleischen."

„Ruhig, mein Kind, wer im Gehorsame ausharrt, der findet seinen Lohn, während der Ungehorsame früher oder später von der Strafe ereilt wird."

Ein Tag nach dem andern verging; sie blieb mit ihren Vögeln, den Eichhörnchen und der Hirschkuh allein. Schon begannen die Nächte kälter und länger zu werden, und selbst am Tage war es in ihrem Kessel kalt und unfreundlich. Damals, als sie den Bären erlegte, hatte sie demselben mit Limmon's Hülfe die Haut abgezogen und den Cadaver in den Abgrund geworfen, wo er stückweise von den Geiern geholt wurde. Die Haut aber hatte sie getrocknet und mit Krystallen geglättet, so daß sie weich und schmiegsam geworden war und ihr als Mantel dienen konnte. Das kam ihr jetzt wohl zu statten.

Die Ansiedler hatten längst den Waizen und die Gerste ausgerauft und mit Steinen die Körner aus den Aehren geklopft. Die Ernte war in die Vorrathshäuser auf dem Wasser gebracht worden, und die Weiber beschäftigten sich damit, einen Theil der Körner zu rösten, weil sie glaubten, daß sie sich auf diese Weise am besten aufbewahren ließen. Die Männer aber gingen jetzt den

ganzen Tag auf die Jagd und schafften für den Winter Wildpret nach Hause.

Eines Tages fiel der erste Schnee und kündigte den Winter an. Da erließ Helvetius an beide Colonieen den Befehl, die Jagd für einige Zeit einzustellen und Brennholz bei den Hütten aufzuschichten, damit sie in den kalten Tagen und Nächten Feuer hätten. Sie brauchten zu diesem Zwecke ihre Steinbeile nicht zu schärfen, denn in dem Walde, welcher den See umgab, standen hunderte von abgestorbenen Bäumen, die sich leicht niederreißen und zerstücken ließen. Tag um Tag wurde jetzt Holz auf das Wasser getragen, und bald waren alle Hütten mit dicken Holzwällen, die bis über die Dächer reichten, umlegt. Des Vorrathes war nun genug, aber es begann eine andere Arbeit: Wo die Ufer noch nicht cultivirt waren, standen unter den Eichen und Buchen unabsehbare Mengen von Wachholdersträuchern, welche starken Rauch machen, aber schlecht brennen. Diese sollten benutzt werden, um das Fleisch von Bären, Hirschen, Schweinen und Wisents zu räuchern.

Am Ufer des Sees wurden in Vierecken große Pfähle in den Boden gerannt, mit Flechtwerk bekleidet und innen mit Lehm bestrichen, so daß hohe viereckige Kasten entstanden. In einer Höhe, zu welcher die Flammen nicht mehr hinaufreichen konnten, brachte man in dem Flechtwerke zugespitzte Holzhaken an. An diese wurden die Fleischstücke gespießt, so daß diese Lehmschornsteine im Innern ganz mit Fleisch behangen waren.

Unten häufte man die Wachholdersträuche auf und zündete sie an, also daß ein starker Rauch entstand, welcher Tag und Nacht zu dem Fleische emporwirbelte. Waren die Stücke so weit geräuchert, daß sie dem Verderben nicht mehr unterworfen waren, so wurden sie abgenommen und neue aufgehängt.

Während die Sorgen für den Winter ihren Fortgang nahmen, wurde die Königin Diba immer trauriger gestimmt, denn sie dachte an ihre Tochter im einsamen Walde, welche während der rauhen Jahreszeit nicht bei

der traulichen Flamme ihres Herdes sitzen sollte. Eines Abends, als der König sehr gutmüthig gestimmt war, faßte sie sich ein Herz und sprach: „Helvetius, die Winde blasen schon kalt über den See hin, und die Zeit ist nicht mehr fern, wo sich die Berge mit Eis und Schnee bedecken werden. Dann sucht Jeder die warme Stube auf, nur unsere Almantia wird den Unbilden der Witterung preisgegeben sein und in den langen kalten Nächten keine menschliche Seele um sich haben. Schicke Limmon, daß er sie heimholt."

Helvetius war selbst nicht gleichgültig gegen Almantia, und die Worte seiner Gemahlin schnitten ihm tief in die Seele, aber die Weissagung machte ihn zittern.

„Hast Du vergessen," antwortete er, „daß er Almantia zur Gemahlin nehmen und König werden wird? Wenn sie nicht da ist, so wird er hinwegziehen und nicht wiederkommen."

„Du sprichst von Livico," entgegnete sie, „aber wenn das Schicksal diese Verbindung beschlossen hat, dann werden wir es nicht hindern."

„Almantia befindet sich an einem verborgenen Orte, wo er sie nicht auffinden wird. Wenn er sie aber nicht findet, so kann er sie auch nicht zur Gattin nehmen, und das Königthum bleibt dann bei mir."

„Ich wiederhole Dir noch einmal, daß wir gegen das Schicksal nicht streiten können; auch wenn Du Almantia tief im Schooße der Erde verbirgst, würde es sich vollziehen. Die Weissagung spricht ihm das Königthum zu, und er wird es erhalten, deß bin ich sicher, aber muß es das Deinige sein? Davon hat die weise Frau nichts gesagt. Ist nicht auch Thurex König, und kann es sich nicht ereignen, daß ihm ein fremdes Volk unterthan wird? Und wenn Letzteres der Fall ist, wird es Dich nicht freuen, daß unsere Tochter zu hohen Ehren kommt?"

Daran hatte Helvetius nicht gedacht, sondern immer nur sein eigenes Königthum im Auge gehabt. Halb war er gewonnen, aber er erbat sich Bedenkzeit, und in einigen Tagen sollte die Antwort erfolgen.

Diba gab sich zufrieden, denn sie kannte ihren Mann zu gut, um jetzt nicht an das Gelingen zu glauben.

IX.

Almantia hatte keine Ahnung davon, daß sie sich dem Tage ihrer Erlösung nahte. Sie war noch immer traurig gestimmt, und in den letzten Tagen hatte sie neuen Grund zur Betrübniß erhalten. Der letzte Bergkrystall zu ihrem Halsgeschmeide war fertig geworden. Sie zog sich aus dem kalten Kessel zurück und begab sich in die untere Höhle, wo die treue Hirschkuh ihrer wartete. Limmon hatte ihr einen großen Haufen dürres Holz in die Höhle geschafft, damit sie in den kalten Tagen nicht friere.

Jetzt zündete sie Feuer an und setzte sich in dessen Nähe, die Hände nachdenklich in den Schooß legend. Die Hindin schien heute besonders gut aufgelegt, denn sie rannte in der Höhle auf und ab und machte zuweilen einen großen Satz über das Feuer. Wenn Almantia sie haschen wollte, blieb sie einen Augenblick stehen, dann sprang sie plötzlich wieder davon. Endlich war sie des Rennens müde, kauerte sich neben dem Mädchen auf den Boden und legte den Kopf auf seinen Schooß. Almantia streichelte und liebkoste sie; aber es dauerte nicht lange, so flossen ihr die Thränen über die Wangen.

„Wie glücklich bist Du," sagte sie; „Du hast das Geschenk der Freiheit, kannst nach Belieben im weiten Walde umherschweifen und zu dieser Höhle zurückkehren, wenn es Dir beliebt. Ich aber bin hier gefangen und darf nicht mit Dir wandern. Was nutzt mir dieser schöne Schmuck, den Niemand sieht, als Du allein? Komm', lege ihn an, springe fröhlich mit demselben herum und sage Deinen Freunden, daß Almantia Dich mit demselben geziert hat."

Sie legte der Hirschin den Schmuck um den Hals und freute sich wie ein Kind, daß er ihr so wohl stand und so prächtig in den Strahlen des Feuers glitzerte.

Aus dem Thale herauf erscholl jetzt ein Ton wie ein lang gezogener Seufzer und vor der Höhle begannen die Wipfel der Bäume sich hin und her zu bewegen. Almantia achtete nicht darauf, denn sie war ganz in das Anschauen der Hindin versunken. Noch hohler und tiefer ließ sich ein zweiter Seufzer vernehmen und die Baumwipfel schüttelten sich so stark, daß die dürren Aeste zu Boden stürzten und das Laub in die Höhle wirbelte.

Jetzt schaute das Mädchen empor und sah die Bewegung in den Wipfeln. Sie erhob sich, trat an den Ausgang der Höhle und schaute den Berg hinab. Da folgte abermals ein heftiger Windstoß; sie mußte sich zurückziehen, um nicht umgeworfen zu werden. Bald ging in den Lüften ein furchtbares Toben los; jetzt brüllte es unten im Thale, dann sauste es in der Höhe. Winde aus verschiedenen Richtungen schienen entfernte Schluchten zu durchlaufen; die pfeifenden, ächzenden, brüllenden Töne strichen über rauschende Bäche, an scharfen Felskanten vorüber, fingen sich in weiten Höhlen und heulten dann aus den Tiefen herauf, um unterhalb der Krystallhöhle zusammenzutreffen und in wildem Kampfe nach oben zu stoßen, wo sie sich einander umwanden und um sich selbst drehten. Die Gewalt war so groß, daß sie starke Bäume entwurzelten und wie Strohhalme mit sich empornahmen. Einige dieser Wirbelwinde erfaßten im Aufsteigen das Wasser der Kaskade, schleuderten es hoch in die Luft und ließen es dann wolkenbruchartig niederfallen.

Die Nacht war rabenschwarz, kein Stern zu sehen; das machte den Tumult noch grausiger, und Almantia hielt sich die Ohren zu, um nichts mehr zu hören. Das sonst so muthige Mädchen empfand Furcht, und doch dachte sie weniger an sich, als an die Ihrigen, denn sie stellte sich vor, daß es auf dem Wasser noch viel schlimmer hergehe, als in der geschützten Höhle.

Der Sturm richtete jetzt seine Wuth gegen die Höhle selbst und blies mit einer solchen Macht hinein, daß die Flammen hoch aufzuckten und die Feuerbrände weit umhergeschleudert wurden. Das Leuchten und Glitzern in

den Krystallen sah sich ganz gespensterhaft und dämonisch an und die Hindin wurde so erschrocken, daß sie die Höhle verließ und in den heulenden Sturm hinaussprang.

Almantia wurde durch die umhergeschleuderten Feuerbrände ebenfalls genöthigt, sich in ihr Schlafgemach zurückzuziehen, wo sie, zusammengekauert in ihr Bärenfell, endlich einschlief.

Von Frost geschüttelt erwachte sie spät am Morgen. Der Sturm hatte aufgehört, aber die Wirkungen, welche er hervorgebracht hatte, waren schrecklich. Zu ihren Füßen lagen die riesigsten Bäume, viele mit den Wurzeln nach oben gekehrt, andere wie Schwefelhölzer durchgebrochen. Auf all diesen Graus schien die Sonne so heiter, als sei der Aufruhr in der Natur gar nicht dagewesen.

Almantia schaute nach der Hindin aus und war in großer Sorge um sie, denn sie fürchtete, der Sturm habe sie in einen Abgrund geschleudert. Sie rief und lockte, aber schon war der Mittag da und das Thier noch nicht zurückgekehrt. Nach einiger Zeit kam Limmon, den sie mit noch größerer Ungeduld erwartet hatte.

„Wie steht es am See?" rief sie ihm entgegen. „Haben Euere Hütten Schaden genommen und sind die Eltern und Geschwister wohlauf?"

„Beruhige Dich, mein Kind," gab Limmon zur Antwort; „der Sturm hat hier seine ganze Kraft erschöpft und ist nur wenig in die Tiefe gedrungen. Kein Mensch hat den geringsten Schaden genommen und Deine Eltern und Geschwister befinden sich wohlauf. Aber, meine Tochter, wo ist Deine Hindin? Sie pflegt doch sonst um diese Zeit immer bei Dir zu sein."

„Sie ist während des Sturmes entflohen, und ich fürchte, daß es ihr nicht besser ergangen ist, als den Bäumen, die der Sturm zerbrochen."

„Sie wird wiederkehren, und ich denke, wenn sie da ist, kommt auch frohe Botschaft an Dich."

Um diese Zeit befand sich Livico mit den reichen Gaben, welche er dem Könige Helvetius zuführen wollte,

in den Alpen, aber er konnte den Rückweg nicht wiederfinden. Unter tausend Gefahren zog er über die beschneiten Pässe, durch Schluchten und Thäler, und es geschah mehr als einmal, daß er sich nach mehrtägiger Wanderung auf demselben Flecke wiederfand, von dem er ausgegangen.

Seine Pferde, welche des rauhen Klimas nicht gewohnt waren, kamen nur langsam vorwärts und zuweilen mußte er ihnen die Lasten abnehmen und sie tagelang weiden lassen, daß sie wieder zu Kräften kamen. In jener Sturmnacht hatte er sich auf den Tod gefaßt gemacht, denn das Wetter überraschte ihn in einer engen Schlucht, die von allen Seiten dem Stein- und Schneefall ausgesetzt war. Ein Glück war es für ihn, daß er sich am Abend, als er in die Schlucht einritt, mit seinen Rossen unter einem weit überhängenden Felsen niedergelassen hatte. Müde von dem langen pfadlosen Ritte in einer Gegend, wo er nirgends einen bekannten Gegenstand fand, schlief er mit bangen Sorgen ein. Lange durfte die Irrfahrt nicht mehr dauern, sonst gingen seine Pferde und er selbst zu Grunde. Aus dem Tode an und für sich machte er sich nicht viel, denn das Leben hatte ihm bisher wenig Freude gebracht, aber er lebte noch für einen großen Gedanken, nämlich seinen Landsleuten die Waffen und Geräthe zu bringen, die ihrem äußerst dürftigen Dasein eine bedeutende Umgestaltung geben mußten. Diese Wohlthat wollte er ihnen um so lieber erweisen, weil er dadurch von dem Mordanfalle gegen seinen König gereinigt zu sein glaubte.

Durch das Rollen des Donners wurde er geweckt, und beim Scheine der Blitze sah er, daß seine Pferde in großer Furcht und Unruhe waren. Sie sprangen von ihrem Lager auf und drängten sich in die Nähe ihres Beschützers, zu dem sie eine große Zuneigung empfanden. Livico beruhigte sie mit Streicheln und Liebkosungen, und sie gaben sich zufrieden, aber er durfte sich keinen Augenblick von ihnen entfernen, sonst begannen sie wieder vor Furcht zu beben.

Es war aber auch ein so furchtbarer Tumult, daß selbst der beherzteste Mann seine Ruhe verlor. Unaufhörlich rutschte mit donnerndem Getöse der Schnee von den Höhen herab und verursachte einen so heftigen Luftdruck, daß sie sich kaum auf den Beinen halten konnten. Gleichzeitig polterte krachend und Alles zerschmetternd das Gestein von den Höhen, und in den umgebenden Wäldern krachten die Bäume zu Boden.

Niemals hatte Livico den Morgen so sehr ersehnt, als heute; er kam endlich, und die Sonne beleuchtete die Schlucht, in welcher er sein Nachtquartier genommen, aber wie sah es in derselben aus! Ueberall lagen Schnee und Steine in solchen Massen, daß es kaum möglich schien, darüber hinwegzukommen. Leicht konnten seine Pferde auf diesen Unebenheiten die Beine brechen. Er sah sich deßhalb genöthigt, die Steinhügel so viel als möglich zu ebnen, um einen Weg herzustellen; diese Arbeit nahm den ganzen Tag in Anspruch, und er mußte noch einmal unter den Felsen schlafen. Erst am Mittage durfte er es wagen, weiterzuziehen. Vorsichtig belud er seine Thiere mit den Geschenken, die er aus Rom mitgebracht hatte und gelangte nach unendlichen Mühen in ein Thal, in welchem er ohne große Beschwerden weiter ziehen konnte; aber er war ganz rathlos und trübe gestimmt, weil er nur im Ungewissen umherwandelte und nicht wußte, ob er sich von der Colonie der Kelten entfernte oder sich derselben näherte. Häufig stieg er auf die Bäume und schaute sich nach allen Richtungen um, aber nirgends fand er eine bekannte Bergform.

Endlich entschloß er sich, die Spitze eines Berges zu ersteigen, der in einiger Entfernung über ihm emporragte. Je länger er denselben betrachtete, desto bekannter kam er ihm vor, aber er war doch nicht sicher. Die Pferde im Thale zurückzulassen, wagte er nicht, weil sie leicht eine Beute der wilden Thiere werden konnten; er stieg also an der zugänglichsten Seite hinauf und zwar so hoch, daß er die ganze Gegend überschauen konnte.

Kaum hatte er die Spitze erreicht, so stieß er einen

lauten Freudenruf aus, denn unten lag der See, nach welchem er so lange umhergeirrt war. Deutlich konnte er die Holzhütten und die Menschen, welche zwischen denselben umherwanderten, sehen. Aber zu seiner größten Verwunderung entdeckte er jetzt an einer andern Stelle des Sees noch eine zweite Colonie, die früher nicht dagewesen war. Also war während seiner Abwesenheit Zuzug aus dem Keltenlande gekommen. Natürlich war er höchst begierig, zu erfahren, in welcher Art die Einwanderer gekommen waren, ob im Krieg oder im Frieden; aber in dieser Wildniß war Niemand, der ihm Antwort geben konnte.

Schon war er fast bis zum Fuße des Berges gekommen, als er von einem freudigen Anblicke überrascht wurde. Ein Hirsch und eine Hindin trabten in muthwilligem Behagen zwischen den Bäumen umher und stoben beim Anblicke des Menschen und der Pferde von dannen; aber die Hindin kehrte bald zurück und stellte sich an die Spitze des Zuges, als ob sie ihm zur Führerin dienen wollte. Darüber verwunderte sich Livico nicht, denn es war auf seiner weiten Wanderung oft geschehen, daß sich ihm Thiere zugesellt hatten, aber die Hindin trug einen Schmuck, und zwar einen solchen, wie ihn die Königin Tanaquil in Rom bei großen Festlichkeiten zu tragen pflegte. Vergebens versuchte er das Räthsel zu lösen. Es gelang ihm nicht, aber er glaubte wohl zu thun, sich der Leitung der Hindin anzuvertrauen, die aller Wahrscheinlichkeit nach während seiner Abwesenheit von seinen Landsleuten gezähmt worden war.

Es wurde endlich dunkel und er hielt es für nothwendig, sich zu lagern, aber die Hindin schien mit seiner Zögerung sehr unzufrieden, denn sie kehrte zurück und gab ihm zu verstehen, daß er ihr folgen solle.

Da der Mond eben aufging, so glaubte er es wagen zu dürfen, und ging dem Thiere nach. Plötzlich blieb er stehen und sprach zu sich selbst: „Hier bin ich schon einmal gewesen, und zwar in jener Nacht, wo mich Almantia, das heldenkühne Mädchen, vom Tode errettete.

Ich kann nun nicht mehr weit von der Höhle sein, in welcher ich die Nacht zubrachte."

Die Hindin that einen raschen Sprung und war vor seinen Augen verschwunden; aber schon mit den nächsten Schritten hatte er den Eingang der Höhle erreicht. Er war also auf einem ganz andern Wege dahingekommen, als das erstemal. Erstaunt blieb er stehen, denn die dunkle Wölbung, in welcher er damals geschlafen, strahlte und glitzerte jetzt in einem unbeschreiblichen Glanze. In einer Ecke brannte ein helles Feuer, dessen Licht sich in den Krystallen der Wände und der Wölbung brach. In der Nähe des Feuers kauerte eine Gestalt am Boden, die, nach dem zottigen Felle zu schließen, ein Bär sein mußte. Livico nahm den Bogen von den Schultern und legte einen Pfeil auf, denn niemals hatte ihm schöner die Gelegenheit gewinkt, einen Bärenschinken gleich nach dem Schusse braten zu können.

Im nächsten Augenblicke würde der Pfeil von der Sehne geschnellt sein, aber die Hindin hinderte ihn daran. Mit einem kläglichen Laute schoß sie durch die Höhle und legte sich neben jener Gestalt nieder.

Livico zog den Bogen zurück, denn die Freundschaft zwischen einer Hindin und einem Bären erinnerte ihn an jene Tage, wo er mit den Hirschen und den Bären nach Rom gezogen war. Das kluge Thier stieß die Gestalt mit dem Kopfe an. Da richtete sich diese auf und rief mit heller Stimme: „Meine Hindin! Bist Du endlich wieder da? Wo hast Du so lange gesteckt und warum hast Du mir so große Sorgen verursacht?"

Das Thier legte den Kopf auf ihren Schooß, ließ sich streicheln und liebkosen und stieß langgedehnte Freudentöne aus. Livico aber stand unbeweglich am Eingange der Höhle und schaute auf das Mädchen, welches er im ersten Augenblicke für einen Bären gehalten. „Beim Monde und den Sternen," flüsterte er, „ich hätte beinahe meine Wohlthäterin getödtet! Aber, was thut sie zur Nachtzeit in dieser funkelnden Höhle? Warum ist sie nicht bei den Ihrigen im Pfahldorfe?"

„Almantia!“ rief er nach einer Weile.

Das Mädchen blickte verwundert auf und schaute nach der Richtung, woher der Ruf gekommen. Da sah sie im Eingange der Wölbung eine dunkle Gestalt, die von den Flammen ihres Feuers beleuchtet wurde. Anfangs erkannte sie dieselbe nicht und wollte in die kleinere Höhle fliehen, aber der erneuerte Ruf: „Almantia!“ tönte als wohlbekannter Klang in ihre Ohren.

Sie schnellte empor, eilte an die Oeffnung und fragte mit zitternder Stimme: „Bist Du es, Livico?“

„Ich bin es,“ gab er zur Antwort. „Du sandest mich hinweg, um mein Verbrechen zu sühnen, und ich habe es gethan, so gut es in meiner Kraft stand. Heute kehre ich zurück, und bitte, Du wollest mir Verzeihung bei dem Könige, Deinem Vater, erwirken. Wenn er auch nicht von dem Morde unterrichtet ist, so weiß ich doch wohl, daß meine Entfernung vom Stamme mit schwerer Strafe geahndet wird, wenn Deine Fürbitte mir nicht Verzeihung erwirkt.“

„Der König weiß, daß Du ihn tödten wolltest,“ sagte Almantia.

Da wich alle Farbe aus seinem Gesichte; er ließ den Kopf auf die Brust fallen und entgegnete: „Dann ist mein Leben verwirkt!“

„Nicht doch,“ erwiederte sie; „bisher hat die Prophezeihung der weisen Frau sich erfüllt, und sie wird es weiter thun. Komme zum Feuer und erzähle mir, wo Du umhergeirrt und was Du vollbracht.“

Livico schilderte ihr mit glühenden Farben die Schönheit, Großartigkeit und Erhabenheit der Alpen, aber auch die Schrecken und die Gefahren derselben. „Meine Freundin,“ sprach er, „oft glaubte ich mein Leben durch einen jähen Sturz einzubüßen, oft hatte ich mich in Schluchten verirrt, aus denen ich keinen Ausgang finden konnte. Der Schnee deckte mich zu, das Eis machte meinen Körper erstarren, die wilden Thiere bedrohten mich bei Nacht und bei Tage; oft mußte ich kämpfen, häufig mit dem Hunger ringen. Ich stieg zu

eisbedeckten Felsengipfeln empor und wieder in finstere Schluchten hinab. Tausendmal wünschte ich zu sterben, aber ich hatte ein Versprechen zu lösen, und das hielt mich aufrecht. Wenn ich das Ende nahe glaubte, dachte ich an Dich und aller Kummer war verschwunden, im Herzen dämmerte wieder die Hoffnung auf."

Almantia hatte sich ein ähnliches Bild von seinem Dasein entworfen, aber bei seiner Schilderung flossen ihr doch die Thränen über die Wangen.

„Verzeih," sagte sie; „als ich Dich hinwegschickte, hatte ich nur die Absicht, Dich den Augen meines Vaters zu entziehen, denn im ersten Zorne würde er Dich getödtet haben. Es war damals ja noch nicht gewiß, daß ich die einzige Mitwisserin Deines Verbrechens war. Er selbst konnte sich nur den Anschein gegeben haben, zu schlafen, und so mußte ich Dich fortschicken."

„Entschuldige Dich nicht", sagte er, „Du hast wohl gehandelt, und Alles ist zu unserm Besten ausgefallen. Höre mir zu, ich habe Dir noch mehr zu erzählen."

Nun schilderte er ihr, wie er nach Ueberstehung aller Gefahren und Mühseligkeiten in ein fremdes Land gekommen, wo ganz andere Menschen wohnten und ganz andere Sitten und Gewohnheiten herrschten. In diese Schilderung konnte sie sich nicht hineindenken, aber sie hörte ihm aufmerksam zu und that viele Fragen über die Dinge, die sie nicht verstehen konnte. Im höchsten Grade aber erstaunte sie, als er von Rom und der Königin Tanaquil erzählte. Als er den Kampf schilderte, in welchem er den eisernen Reif erhalten, sprang sie auf und rief: „So bist Du also ein König in einem andern Lande, und mein Vater hat nichts zu fürchten?"

„Dein Vater von mir?" fragte er. „Gewiß nicht, meine Freundin! Hier ist meine Krone; bringe sie Deinem Vater, damit er sie auf sein Haupt setzt, und sage ihm, daß ich bis an das Ende meines Lebens sein treuester Diener sein will."

Den eisernen Reifen von seinem Gürtel nehmend, legte er denselben in Almantia's Hand und sprach: „Das ist Eisen."

„Eisen," sagte sie bedeutungsvoll. „Das ist ein Stein, den ich noch niemals gesehen habe. Wie viel Zeit und Mühe muß es gekostet haben, aus einem großen Stein einen so dünnen Reifen herauszuarbeiten! Mich wundert nur, daß er nicht gesprungen ist."

Bei diesen Worten fiel ihr der Reifen auf den Boden und gab einen klirrenden Ton von sich. „Ach, ach," jammerte sie, „nun ist das Eisen zerbrochen."

Lächelnd hob Livico den Reifen vom Boden und zeigte ihr, daß er unversehrt war. „Du kannst ihn gegen einen Felsen schleudern, er zerbricht dennoch nicht," sagte er, „denn Du mußt wissen, daß das Eisen kein Stein ist. Die Römer nennen es ein Metall. Man kann dasselbe im Feuer ganz glühend machen; dann wird es weich und läßt sich in die Breite und in die Länge hämmern; auch kann man es biegen und ihm jede Form geben, ohne daß es bricht."

Almantia schüttelte mit dem Kopfe; sie verstand ihn nicht.

„Ich werde es Dir zeigen," sagte er und ging hinaus, um die Pferde zu holen. Nachdem er sie abgeladen und gefüttert, legten sich die Thiere nieder. Er aber öffnete seine Behälter und nahm eine dünne Eisenstange heraus, die er in das Feuer legte, bis sie glühend wurde. Dann zog er sie heraus und hämmerte sie, daß die glühenden Funken weit umherstoben.

Almantia sprang erschrocken zurück; erst auf sein Zureden trat sie wieder näher und sah, wie er die dünngeschlagene Spitze mit dem Hammer aufrollte.

Das Alles erschien ihr wie ein Wunder, und sie betrachtete den Livico wie ein Wesen aus einer fremden Welt.

„Du hast noch nicht viel gesehen," sprach er; „aber ich werde Dir Alles zeigen, und Du wirst einsehen, daß meine Waffen und meine Werkzeuge viel besser sind, als die steinernen."

Almantia sah sich beim Hervorkommen all' dieser fremdartigen Dinge fast die Augen aus. Von den wenigsten

konnte sie sich den Gebrauch vorstellen. Da nahm er einen schweren Hammer und schlug mit wenigen Schlägen große Krystalle los, daß dieselben klirrend zu Boden fielen.

„Ach, nun wird der Hammer entzwei sein,“ sagte sie mit einem bedauernden Tone.

„Er geht niemals entzwei; wie hart Du auch schlagen magst,“ sagte er.

Das setzte sie in große Verwunderung, aber noch mehr erstaunte sie, als er mit einer schweren Axt in einem einzigen Schlage ein großes Stück Holz spaltete.

„Wie leicht ist es nun, einen Baum zu fällen!“ rief sie aus.

Livico nahm ein Messer und schnitt mit Leichtigkeit einen Zweig durch; dann holte er eine Säge und durchschnitt einen Ast. Mit jedem neuen Instrumente nahm ihre Verwunderung zu und sie fragte: „Was gedenkst Du mit diesen kostbaren Dingen zu thun?“

„Ei,“ entgegnete er, „ich werde sie dem Könige schenken, und der König wird sie jedesmal vertheilen, wenn sie gebraucht werden müssen.“

„O,“ entgegnete sie; „wir Alle werden Dir großen Dank schuldig sein, denn ich erkenne sehr wohl, daß wir mit diesen Dingen mehr ausrichten können, als mit den Steinen.“

Livico war noch lange nicht zu Ende; er zeigte ihr immer Neues und erklärte ihr den Gebrauch. Als sie endlich Alles gesehen hatte, fragte er, warum sie in der einsamen Höhle und nicht bei ihrer Familie sei.

Sie machte ihm nun ihrerseits eine Schilderung von den Ereignissen, die während seiner Abwesenheit im Pfahldorfe vorgekommen waren und verhehlte ihm auch nicht den Grund ihrer Verbannung.

Anfangs wollte er aufbrausen, aber er bezwang sich, schüttelte mit dem Kopfe und entgegnete: „Wenn Dein Vater mich besser kennt, wird er mir vertrauen. Jetzt aber richte ich die Frage an Dich, ob Dein Vater meine Schätze für groß genug hält, um Dich damit zu erkaufen.“

„O," entgegnete sie, „Deine Krone wird genügen."

Die jungen Leute wurden einig, daß sie einander angehören wollten, wenn Livico Almantia kaufen könne. Wir brauchen uns über dieses sonderbare Uebereinkommen nicht zu wundern, denn die Männer jener Zeit und jenes Volkes mußten ihre Frauen immer kaufen. Das Feuer brannte indessen tief herunter und bald glimmten nur noch Kohlen in der Vertiefung des Herdes. Da trennten sie sich; Almantia stieg in die kleine Höhle, wo sie vor der Kälte mehr geschützt war, und Livico blieb in der größern; aber als der Morgen anbrach, saßen sie wieder zusammen und unterhielten sich von der Vergangenheit.

Livico gab den Pferden für einige Stunden die Freiheit, damit sie ihren Hunger an dem saftigen Grase stillten; Almantia aber nahm die Krystallkette vom Halse der Hindin und hing sie selbst um.

Am heutigen Morgen verließ Limmon früher als gewöhnlich das Pfahldorf, denn er hatte die Absicht, neues Holz in die Höhle zu schaffen, weil der Vorrath des vorhandenen sehr bedeutend zusammengeschmolzen war. Leider konnte er dem Mädchen immer noch keine gute Nachricht bringen. Auf alle Bitten entgegnete Helvetius: „Wenn sie da ist, wird Livico mir die Krone vom Haupte nehmen, denn die Weissagung stellt fest, daß er ein König werden soll."

Der Greis war deßhalb traurig gestimmt. Am Fuße des Berges blieb er verwundert stehen, denn er gewahrte im fetten Grase sechs Rosse. Es waren keine von denen, die sie aus Keltenland mitgebracht hatten; diese kannte er alle, und sie befanden sich jetzt in den Ställen auf dem Wasser. Wilde Pferde konnten es nicht sein; er hatte deren hier noch niemals gesehen; auch trugen sie die Spuren der Menschenherrschaft deutlich an sich.

Der alte Mann wurde ängstlich und schaute bedenklich um sich, denn es schien ihm eine ausgemachte Sache, daß zur Nachtzeit abermals eine Einwanderung von Kelten stattgefunden habe. Vergebens aber schaute er sich nach den Ankömmlingen um; nirgends zeigte sich

eine Spur von ihnen. Hastig eilte er den Berg hinan, um nach Almantia zu sehen, denn er fürchtete, sie sei von den Feinden ergriffen und von dannen geschleppt worden.

Athemlos kam er in der Höhle an und fand dort den Livico.

„So sind die Befürchtungen des Königs doch nicht ohne Grund gewesen,“ murmelte er, und laut setzte er hinzu: „Du kommst als Feind Deines Volkes, aber Deine Absichten werden nicht in Erfüllung gehen, denn mit uns kämpft das Recht, und außerdem haben wir großen Zuwachs an Streitern bekommen. Hebe Dich also von hinnen und räume das Land, damit nicht blutige Rache Dich treffe. Wo ist die Tochter Deines Königs? Hast Du sie ermordet?“

Livico erhob sich von seinem Sitze, warf die Waffe, die er in der Hand gehalten, weg und ging ihm entgegen. „Limmon,“ sprach er, „Du beschuldigst mich, ehe wir uns begrüßt haben. Ich bin nicht als Feind gekommen, sondern als Freund, und ich bin nicht allein bereit, mich meinem Könige zu unterwerfen, sondern ich will ihm auch in den geringsten Dingen gehorchen und stets seinem Befehle leben.“

„Wie, höre ich recht?“

„Ganz recht, Limmon; ich spreche die Wahrheit und habe keine Hintergedanken.“

„Aber bist Du nicht mit Pferden, und also auch mit Reitern gekommen?“

„Mit Pferden allerdings, aber nicht mit Reitern.“

„Woher kommst Du denn, und wo bist Du so lange gewesen?“

„Ich werde Dir Alles erzählen. Lasse Dich auf diesem Steinblocke nieder und höre mir zu!“

Limmon traute ihm immer noch nicht, sondern schaute vorsichtig umher, weil er in einen Hinterhalt zu fallen glaubte. Da kam Almantia aus der obern Höhle herab und beruhigte ihn gänzlich. Nun setzte er sich, und während Almantia aß, nahm er den Bericht des Livico entgegen, der ihm indessen so wunderbar dünkte,

daß er mit dem Kopfe schüttelte und erst dann an seine Schilderungen glaubte, als Livico ihm die Werkzeuge und die Waffen zeigte und ihm den Gebrauch derselben erklärte.

Der Greis war außer sich vor Entzücken, denn er sah vorher, welch' eine ungeheure und wohlthätige Umwälzung durch diese Dinge herbeigeführt werde.

Als er Alles bewundert hatte, überreichte ihm Livico den eisernen Reif und sprach: „Gehe hin zu meinem Könige und sage: Livico ist wieder gekommen, und hier schickt er dir den Eisenreif, mit dem er in Rom zum Könige gekrönt worden ist. Er will aber hier kein König, sondern dein Unterthan sein; darum sendet er die Krone und bittet dich, ihn als seinen gehorsamen Unterthanen anzunehmen. Siehe dann, was Du thun kannst, damit ich Almantia von meinem Könige kaufe."

Limmon erbat sich außer der Krone noch ein Schwert, daß er es seinem Könige überbringe; dann machte er sich rasch auf den Heimweg und kam außer Athem in dem Pfahldorfe an. Die Leute, welche das Schwert und den Reif sahen, hielten ihn an, um die so fremdartigen Dinge näher zu beschauen, aber er drängte sie weg und sagte: „Haltet mich nicht auf, denn ich muß sofort zum Könige."

Helvetius und Diba saßen beisammen und sprachen von ihrer Tochter Almantia. Da nahte Limmon mit eiligem Schritte und riß hastig die Thüre auf.

„Was bringst Du?" fragte der König.

„Einen Eisenreifen, von dem die weise Frau gesagt hat, daß er die Stirne des Königs Livico zieren werde."

Helvetius sah ihn mit einem flammenden Blicke an und rief: „Also ist dieser Mensch dennoch gekommen, und trachtet nach meinem Königthume?"

„Gekommen ist er," antwortete Limmon, „aber er trachtet nicht nach Deinem Königthume. Vielmehr entsendet er mich, Dir diesen Eisenreifen als Geschenk zu überbringen und Dir seine volle Unterwerfung anzuzeigen."

„Ist dem wirklich so?" fragte Helvetius, indem sich sein Gesicht verklärte.

„Ich werde meinem Könige keine Unwahrheit sagen.

Höre den weitläufigen Bericht, und dann entscheide selbst über seine Aufrichtigkeit."

Limmon erzählte ihm Alles und schilderte ihm die mitgebrachten Waffen und Werkzeuge so verlockend, daß Helvetius ein großes Verlangen empfand, in Besitz derselben zu gelangen. Hastig griff er nach dem Schwerte und fragte: „Was thut man damit?"

„Du kannst damit Deinem Feinde den Kopf spalten und den Leib durchbohren."

„Aber es wird brechen."

„Nein, es wird nicht brechen, denn es ist kein Stein, sondern Eisen."

Der König faßte es mit beiden Händen und führte einen Streich gegen einen Balken, so daß ein großes Stück abflog.

„Wahrlich, das ist ein kostbares Beil," sagte er voller Verwunderung.

„Du geräthst schon über das Schwert in Freude," sagte Limmon. „Wie wirst Du erst jubeln, wenn Du die übrigen Gegenstände siehst — Alles Dinge, die nicht zerbrechen und hundertmal zweckmäßiger sind, als unsere Steingeräthe."

„Was gedenkt Livico mit diesen Dingen zu thun?"

„Wenn er damit in's Keltenland ginge, so würden ihm alle Leute zufallen und wahrlich, er könnte wegen dieser Sachen der größte aller Könige werden."

„Und will er dorthin?"

„Nein, mein König; zu sehr liebt er seinen Volksstamm, um sich von demselben abzuwenden. Dir, seinem Herrn, will er Alles geben, damit unser Volk alle andern überrage; aber eine Erwartung knüpft er an dieses Geschenk, nämlich, daß Du ihm Almantia zur Gattin giebst."

„Verkaufe sie ihm um diesen Preis?" rief Diba.

„Auch ich rathe dazu," sprach Limmon.

Helvetius war noch unschlüssig; aber Diba drängte ihn. „Wie kannst Du zaudern?" fragte sie. „Abgesehen von dem Vortheil für unsern Stamm würde sich die Weissagung ja doch erfüllen — und es ist besser,

daß wir mit Livico in Freundschaft, als in Feindschaft leben.“

Helvetius wollte vorher Kreng's und Thurex' Rath hören.

„Mit Kreng magst Du reden,“ sprach Diba, „doch von Thurex siehe ab. Er ist ein aufrichtiger Mann und Dir großen Dank schuldig, aber wenn er Livico's Sachen sieht, so wird er den Wunsch empfinden, in den Besitz derselben zu kommen — und Niemand kann sagen, was daraus entsteht.“

Kreng, welcher sogleich herbeigerufen wurde, stimmte der Ansicht Diba's und Limmon's bei und meinte, man solle mit der Ausführung nicht säumen.

Endlich war Helvetius mit sich einig und sprach: „So mögen denn Limmon und Kreng als Gesandte hinaufgehen und ihm in meinem Namen sagen, daß ich ihn auf- und annehme als meinen Unterthanen, und daß ich ihm für Alles, was er mitgebracht hat, meine Tochter Almantia verkaufen will — jedoch unter der ausdrücklichen Beschränkung, daß er sich verbindlich machen soll, keinen Anspruch auf das Königthum zu machen, so lange ich lebe, auch nichts zu thun, um meine Macht zu schwächen, sondern stets bemüht zu sein, mein Ansehen zu erhöhen.“

„Helvetius, laß mich mit ihnen gehen,“ bat Diba, „denn mich verlangt darnach, meine Tochter zu umarmen, ehe sie unter unserm Dache ankommt.“

Der König hatte nichts dagegen einzuwenden.

X.

Livico hatte nach der Rückkehr Limmon's seine Waffen und Geräthschaften wieder in die Kasten verpackt und harrte nun mit großer Unruhe auf die Antwort, welche er vom Könige erhalten würde. Er fürchtete, sie möge abschlägig lauten. „In diesem Falle,“ sagte er zu Almantia, „übergebe ich Dir Alles, was ich besitze und kehre in die Wildniß zurück, um daselbst zu bleiben.“

„Ich hoffe das Beste," entgegnete Almantia, „aber wenn Du gehst, so sollst Du nicht allein sein, denn ich werde mit Dir gehen und treu bei Dir aushalten, bis der Tod diesem Leben ein Ziel setzt."

„Nichts ist härter, als von den Seinigen verstoßen zu sein," sprach Livico, „aber wir könnten ein Leben in Glanz und Nichtsthun führen, wenn wir einige Thiere mit diesen glänzenden Krystallen belüden und nach Rom zögen. Die Königin Tanaquil und viele Frauen aus dem Volke würden uns mit großen Schätzen beladen, denn diese bunten Steine haben dort einen unschätzbaren Werth. Aber wir würden es dennoch vorziehen —"

Er vollendete den Satz nicht, denn in der weiten Oeffnung des Gewölbes erschien die Gestalt ihrer Mutter. Sie suchte mit den Augen nach ihrer Tochter, dann stieß sie einen lauten Freudenschrei aus, lief herbei und umhalste sie mit Küssen und Freudenthränen.

Almantia hielt ihre Mutter fest umschlungen und weinte ebenfalls. Als der erste Freudenrausch vorüber war, fragte Almantia: „Darf ich jetzt wieder heimkehren und bei Euch bleiben."

„Du darfst," antwortete die Mutter, „aber da kommen die Männer, welche den Auftrag haben, Dir diese Botschaft zu bringen."

Limmon und Kreng erschienen jetzt in der Höhle, und ersterer wandte sich mit folgenden Worten an Livico:

„Mein Sohn! Kreng und ich sind vom Könige Helvetius an Livico abgesendet. Er dankt für Deine Unterwerfung, für den Eisenreif und das Schwert, und er hat die feste Absicht, Dich noch heute feierlich wieder unter die Zahl seiner Unterthanen aufzunehmen. Auch ist er bereit, Dir seine Tochter Almantia zu verkaufen, doch soll dieses in Gegenwart des Volkes geschehen. Mache Dich deßhalb bereit, mir zu folgen."

Livico dankte mit aufrichtigem Herzen und versprach, dem Könige ein gehorsamer Unterthan zu sein. Dann öffnete er einen Kasten, der bisher noch verschlossen gewesen war und holte aus demselben die Geschenke hervor,

welche die Königin Tanaquil für Diba und Almantia mitgegeben hatte.

„Euch grüßt die erhabene Königin Tanaquil in Rom,“ sagte er, „und sie hat mich beauftragt, Euch diese Geschenke zu übergeben, die Ihr bei allen festlichen Gelegenheiten tragen sollt. Doch erlaubt, daß ich Euch beim Anlegen behülflich bin, denn Ihr würdet ohne meine Hülfe nicht damit umzugehen wissen.“

Er nahm ein Kleid von rothem Wollstoffe, warf es der Königin über die andern Kleider und zog es in krause Falten; dann reichte er ihr einen Brustschild von buntem Drahtgeflecht, welcher mit dünnen Ketten über der Schulter und um die Taille befestigt wurde. Darauf gürtete er sie mit einem bunten Stricke und steckte ihr die ehernen Armschienen an, und vor diese die bunten Bronzeringe. Eben solche Ringe gab er ihr für die Beine und hing ihr dann einen weichen blauen Wollmantel um, der auf der Brust von schönverzierten Bronzeschnallen zusammengehalten wurde.

Nun legte er ihr das Kopfleder über das Haupt und ordnete auf demselben die Metallnadeln mit den großen verzierten Köpfen, so daß sie wie der Bogen des Mondes auf ihrem Kopfe leuchteten, während das lange blonde Haar über den Mantel herabhing. Es fehlten nur noch die bronzenen, mit Silber überzogenen Ohrringe.

„Die römischen Frauen,“ sagte er, „pflegen die Ohrläppchen zu durchbohren, um die Ringe hineinzustecken; für Dich aber, die Du Deinen Körper nicht verstümmeln magst, genügt es, daß wir sie einklemmen.“

Diba war nicht wenig stolz auf diese bunte Pracht, welche sie noch niemals gesehen hatte. Sie schmückte nun ihre Tochter auf dieselbe Weise, doch erhielt diese keine Armschienen und kein Brustschild; statt des letztern einen vergoldeten Bronzereif, der ihre Taille umschloß und wie die Sonne leuchtete.

„Nun laßt uns hinabziehen,“ sagte Livico, nachdem er seine Pferde mit den Kästen beladen hatte.

Helvetius hatte gleich nach dem Weggange der beiden

Abgesandten seinem Volke verkündigt, daß Livico zurückgekommen sei.

Alle freuten sich, denn der Jüngling war ihnen stets lieb und hold gewesen, und als der König sie aufforderte, mit ihm zu gehen und ihn zu empfangen, da waren sie Alle bereit; selbst die Weiber und Kinder wollten mit in dem Zuge sein. Freudig eilten sie über die Brücke und machten an der Stelle, wo die Erschlagenen aus ihrem ersten Kampfe begraben waren, Halt.

Nach einiger Zeit erschienen Limmon und Kreng und zeigten die Ankunft Livico's an. Aber welch' ein Anblick bot sich ihnen jetzt! Die Königin und Almantia erschienen in einer Pracht, für welche sie bisher keinen Begriff gehabt hatten. Schweigend und staunend schauten sie dieselben an und brachen dann in einen lauten Beifallssturm aus. Die feinen Gewebe, die bunten Farben, die Schnallen, Gürtel und Spangen versetzten sie in ein anhaltendes Entzücken, und manche Frauenhand streckte sich aus, um den weichen Stoff mit dem Finger anzufühlen.

Jetzt kam Livico hoch zu Rosse. Als er den Ort erreicht hatte, wo der König stand, sprang er vom Pferde, warf sich auf die Knie, nahm dessen Fuß, setzte sich denselben auf den Nacken und sprach so laut, daß er von allem Volke verstanden werden konnte:

„Heil meinem Könige Helvetius, dem ich Treue und Gehorsam schwöre und den ich als meinen Herrn und Gebieter anerkenne, so lange ich lebe!"

Der König zog seinen Fuß zurück und antwortete: „Erhebe Dich, Livico. Ich nehme Dich wieder in unsere Gemeinschaft auf und lasse Dir denselben Schutz angedeihen, wie meinen übrigen Unterthanen!"

Das gesammte Volk erhob lautes Jubelgeschrei und umdrängte den Livico von allen Seiten. Limmon aber flüsterte dem Könige in die Ohren: „Hüte Dich, daß das Volk die Waffen und Werkzeuge sieht, denn um in den Besitz so kostbarer Dinge zu kommen, wird es vielleicht vergessen, daß es Dir Gehorsam schuldig ist."

Auch die Königin näherte sich ihm und redete ihm zu, dem Jünglinge schon jetzt Almantia's Hand zu versprechen.

Helvetius konnte gegen dieses Begehren kaum etwas einwenden, denn die Gaben, welche Livico aus dem fremden Lande brachte, verliehen ihm einen unschätzbaren Werth. Er näherte sich deßhalb dem Jünglinge und sprach so laut, daß es von allen Anwesenden verstanden werden konnte:

„Du hast mich benachrichtigen lassen, daß Du gewillt bist, Almantia von mir zu kaufen. Was kannst Du mir bieten, sie nach dem Werthe zu zahlen?"

„Mein König," antwortete Livico, indem er sich tief verneigte, „Deine Tochter hat einen höhern Werth, als ich zu bieten im Stande bin, einen höhern auch, als irgend Jemand zu zahlen fähig ist; aber ich biete Dir Alles, was ich besitze."

„Und was ist dieses?"

„Waffen aus unzerbrechlichem Eisen, mit denen Du jeden Feind besiegen wirst; Werkzeuge aus demselben Metalle, welche die unsrigen an Stärke, Zweckmäßigkeit und Güte außerordentlich übertreffen. Wenn Du es wünschest, so lege ich Dir eine Probe ab, und Du selbst magst dann urtheilen, ob ich meine Werkzeuge zu sehr gelobt habe."

Rasch nahm er aus einem der Kasten eine Handsäge, stieg auf einen Baum und begann, einen dicken Ast abzusägen. Alle Augen flogen empor und schauten ihm zu, aber kaum hatten sie sich zurechtgestellt, so fiel der dicke Ast zu Boden. — Der König war sichtlich überrascht, und die Umstehenden machten ihrer Verwunderung durch laute Rufe Luft.

„Mein König," sprach Livico, indem er von dem Baume auf den Boden sprang; „ich habe auch Instrumente bei mir, mit denen man in kurzer Zeit diesen dicken Baumstamm umsägen kann, und es bedarf dazu nicht vieler Leute, wie bisher. Zwei Männer können dieses Geschäft verrichten. Auch habe ich Aexte, Beile, Meißel und viele andere Dinge von Eisen. Wir werden

mit unsern Waffen dem stärksten Feinde Stand halten und unsere Felder werden noch einmal so viel Frucht geben, wenn sie mit meinen Werkzeugen bearbeitet werden."

Er nahm einen Spaten, stieß denselben in den Boden und hob eine schwere Schaufel Erde aus, so daß eine Vertiefung entstand. Dann zeigte er ihm auch einen schweren Hammer und noch verschiedene andere Werkzeuge.

„Es ist genug," sprach der König, „Du sollst mir später Alles zeigen; jetzt aber wollen wir den Handel in Ordnung machen. Ich gebe Dir meine Tochter Almantia zur Gattin und empfange dagegen Alles, was Du auf Deinen Pferden mitgebracht hast. Wenn Du damit einverstanden bist, so reiche mir vor allem Volke die Hand."

Livico reichte ihm die Hand und übergab ihm sodann die Pferde mit den Lasten, welche dieselben trugen. Der König aber führte Almantia zu ihm, legte ihre Hände ineinander und sprach: „Seid von diesem Augenblicke an Mann und Weib."

Damit war der Ehebund geschlossen. Das Volk jubelte und umtanzte das junge Paar. Helvetius aber wurde nun plötzlich begierig, seine sämmtlichen Geschenke zu sehen und bat den Livico, ihm den Gebrauch derselben zu zeigen. Livico nahm zuerst einen Meißel und einen kleinen Hammer aus der Tasche, mit denen er eine Rinne in einen großen Steinblock schlug. Der Stein war einer von denen, die sich spalten ließen. Als er nun den Meißel an einer Stelle tiefer hineingetrieben hatte, nahm er einen ganz schweren Hammer und that einige kernigte Schläge auf den Meißel, und sieh, der Steinblock spaltete sich von oben bis unten auseinander und zerfiel in zwei Theile.

„Mit unsern Steinhämmern hätten wir das niemals zu Stande gebracht," sagte Livico triumphirend, „aber das ist nur ein geringer Theil von dem, was wir mit unsern Eisenwerkzeugen verrichten können, weil sie nicht zerbrechen."

Er nahm eine Sichel und schnitt damit das Gras ab, einen Kamm und scheitelte damit sein Haar. „Selbst für den Fall, daß eines dieser Werkzeuge zerbrechen sollte," sagte er, „so kann man die Stücke im Feuer weich machen und sie wieder aneinandersetzen."

Nachdem er das Staunen des Königs und des Volkes auf die höchste Stufe gesteigert hatte, befahl der König, daß Alles in seine Hütte gebracht werde.

Ohne Hochzeitsfeierlichkeit ging es nicht her. Auf dem Lande wurden Holzfackeln aufgestellt und die jungen Leute tanzten mit großer Geschicklichkeit zwischen denselben umher, ohne sich zu verbrennen. Dann setzten sie sich im Kreise um das Brautpaar und tranken Meth, den sie aus Gerste und Weizen bereitet hatten.

Livico wurde in diesen Tagen mehr beachtet und mit größern Augen angesehen, als der König selbst, und wer einigermaßen mit ihm näher bekannt war, der suchte eine Gelegenheit, Fragen an ihn zu stellen, bis er sich endlich genöthigt sah, sich in seine Hütte zurückzuziehen. Helvetius aber ließ ihm auch hier keine Ruhe.

„Du hast uns eine Menge schöner und guter Dinge mitgebracht, die außer uns noch kein Kelte besitzt," sagte er, „aber sie werden nach und nach verschleißen und unbrauchbar werden, und dann wäre es sehr erwünscht, neue zu bekommen. Kannst Du mir nicht angeben, wie diese eisernen Dinge bereitet werden, damit wir in der Lage sind, den Abgang wieder zu ersetzen?"

„Zuerst muß das Eisen hergestellt werden," erwiederte Livico. „Die Römer finden in ihren Gebirgen, meistens tief in der Erde, Steinarten, mit welchen ein Stoff verbunden ist, den man Erz nennt; er ist mit den Steinen so fest verbacken und vermengt, daß man des Erzes nur durch das Schmelzen des Gesteins habhaft werden kann."

„Steine schmelzen?"

„Ja, mein König, sie müssen in gewaltigen Oefen so lange gebraten werden, bis das Erz weich wird und wie Schnee schmilzt, aber das geschmolzene Erz ist noch nicht tauglich zu Waffen und Werkzeugen. Es muß aber-

mals geschmolzen und so lange gehämmert werdeu, bis die Unreinigkeit entfernt ist; dann hat man das Eisen und kann die Waffen und Werkzeuge daraus schmieden."

„Würdest Du dazu im Stande sein."

„Ich glaube nicht, mein König, denn es gehört Geschicklichkeit und Uebung dazu; auch habe ich in unserm Lande noch kein Erz gesehen."

„Ei, es wird in unsern Bergen stecken. Man muß also darnach graben."

„Wenn wirklich Erz gefunden würde, so würden wir doch nicht im Stande sein, es zu Eisen umzuwandeln."

„Wir müssen es lernen, Livico."

„Ich wüßte nicht wie, mein König. Begnügen wir uns mit dem, was wir haben!"

„Aber ich werde nicht eher ruhen, bis wir selbst Eisen machen können. Es verschafft uns ein Uebergewicht über Alle, die uns antasten wollen. Denke nach und versuche, bis Du es gefunden."

Das war ein Auftrag, dessen Erfüllung nicht in Livico's Macht stand. Das Einzige, was er für jetzt thun konnte, bestand darin, den König und seine Unterthanen in dem Gebrauche der Waffen zu unterrichten.

Der Winter rückte allgemach von den Bergen in's Thal, und es wurde so kalt, daß die Ränder des See's sich mit Eis bedeckten. Schon nach einigen Wochen lagen auch die Hütten im Eise. Da begab sich Livico zum Könige und sprach: „Zur Sommerzeit haben wir vor Feinden den Vorzug, daß wir durch das Wasser geschützt sind, aber im Winter hört dieser Vorzug auf, und wenn ein Feind kommt, so kann er unsere Hütten leicht in Brand stecken. Das Eisen giebt uns ein Uebergewicht, aber vielleicht sind der Angreifer so viele, daß sie uns trotz des Eisens erdrücken."

„Wohin zielt Deine Rede?"

„Dahin, daß wir schon auf dem festen Lande einen Schutzwall anlegen müssen, und zwar an der Stelle, welche am geeignetsten ist, den See zu erreichen."

„Wir haben diesen Gedanken schon früher gehabt,“ sprach der König, „aber wir gaben denselben wieder auf. Komm mit mir, so will ich Dir die Stelle zeigen, über welche die letzten von uns besiegten Einwanderer einzogen, und Du magst alsdann Deine Rathschläge geben.“

Diese Rathschläge trafen mit denen von Kreng und Limmon zusammen, und es wurde nun beschlossen, unverweilt an die Arbeit zu gehen. Zuerst führten sie von umherliegenden Steinen die Mauer auf, welche den Engpaß schloß, dann gruben sie zu beiden Seiten in den Boden und höhlten daselbst ein von Felsen umschlossenes Lager aus, welches nur nach dem See zu offen lag. Bei diesen Ausgrabungen leisteten die Spaten und die Spitzhauen vortreffliche Dienste. In den Erdkesseln wurden je zwölf Hütten zur Aufnahme der Vertheidiger gebaut, denn der König hatte sich mit den Aeltesten des Volkes berathen, und sie waren zu dem Beschlusse gekommen, daß immer eine Anzahl Männer da wohnen und die Wache halten sollten, damit Niemand ungesehen sich dem See nähern könne. Zu demselben Zwecke wurde auch eine Hütte auf der Höhe des Berges erbaut, die abwechselnd bezogen werden sollte, so daß Tag und Nacht zwei Augen offen waren.

Das war also die erste keltische Befestigung in jener Gegend. Die untern Hütten enthielten nur einen Feuerherd und ein Lager von Laub, den Feuerherd aber nicht zum Kochen, denn die Ansiedler des Pfahldorfes mußten für die Speisung der Wächter sorgen.

Es hatte den Anschein, als sei die Erbauung der Mauer doch zu voreilig gewesen, denn der Späher auf dem Berge meldete niemals die Annäherung eines Feindes. Auf seiner Höhe konnte er eine Menge von Bergspitzen mit den zwischen denselben liegenden Pässen, so wie auch die tiefern Einsattelungen und selbst die Schluchten überschauen, aber niemals kam ihm ein Feind zu Gesicht, er sah nur Bäume, Felsen, Wild.

Der Winter ging vorüber und der Frühling zog in's Land. Von allen Höhen rauschten die Bächlein des

schmelzenden Schnees und Eises, in den Wäldern sangen die Vögel und überall bedeckten sich die Aeste mit jungem Laube. Da drang Livico darauf, daß größere Stücke Landes mit Waizen und Gerste besät und daß auch bei den Hütten der Wächter Bäume geschlagen und das Feld bebaut würde. „Man muß für alle Fälle gerüstet sein," sagte er; „es kann sich ereignen, daß ein feindlicher Haufen kommt, der uns auf dem See einschließt. Wenn wir dann hinreichend mit Nahrungsmitteln versehen sind, so können wir die Belagerung lange aushalten."

Mit den prächtigen Geräthschaften war es ein Leichtes, die Bäume zu fällen und den Boden umzugraben. In kurzer Zeit war man damit fertig und freute sich der kommenden Ernte. Das Vieh weilte schon in den Bergen und die Wasserbewohner verließen ihre Hütten, um der Jagd und dem Holzsammeln nachzugehen. Schon dachte man daran, die Wachen für den Sommer zurückzuziehen, und sich mit der Mauer zu begnügen, als ein Ereigniß eintrat, welches Allem eine andere Richtung gab.

In einer lauen Sommernacht bemerkte der Wächter, welcher auf der Spitze des Berges stand, einen hellen Feuerschein in der Ferne. Erschrocken schaute er genauer hin und fand nun, daß es eine Menge kleiner Feuer waren, die sich auf einem weiten Raume ausdehnten und hoch in die Berge hinaufleuchteten. Sogleich stieß er in das große Ochenhorn, welches Livico aus Rom mitgebracht hatte. Dumpf schallte der Ton von der Höhe herab und weckte zwischen den Felsen das Echo. Auch am Fuße des Berges wurde es von den Zwölfen gehört, und sie beeilten sich, die Spitze zu erreichen.

Es war keinem Zweifel unterworfen, daß ein mächtiger Feind heranzog, aber er war noch weit entfernt und sie brauchten sich nicht zu übereilen; aber ihrer Anweisung gemäß begab sich einer von ihnen in das Pfahldorf und machte Meldung von dem Ereignisse.

Der König, Livico und Kreng erhoben sich und begaben sich auf den Berg, um mit eigenen Augen zu schauen. Alle waren der Ansicht, der Feind sei groß und

mächtig und sie müßten gleich am Morgen Vorbereitungen zur Abwehr treffen.

Sobald die Sonne aufging, übergab der König seinem Schwiegersohne die Vertheidigung und ging selbst hinab, um einige seiner Leute als Boten auszusenden, damit sie die Hirten und ihr Vieh aus dem Gebirge holten; andere stießen zu den Vertheidigern auf dem Berge und eine dritte Schaar blieb zurück, um die Ufer des See's zu besetzen, denn es war ja nicht unmöglich, daß sie auch noch von einer andern Seite angegriffen würden.

Livico wies seine Leute auf den beiden Bergspitzen an, große Haufen von Steinen zusammenzulesen und sie am Rande aufzuhäufen. Diese Waffen waren wirksamer, als Pfeile; sie mußten unter den Heranziehenden eine verheerende Wirkung ausüben.

Schon um die Mittagsstunde war Alles bereit da oben, und von den Bergen zogen die Hirten mit ihrem Vieh herab; es sollte einstweilen in der Ebene weiden, und erst dann in die Hütten geführt werden, wenn die Gefahr dieses nothwendig machte.

Der Tag verging und die Nacht kam, aber von dem Feinde wurde nichts gesehen; erst als es ganz dunkel geworden war, erblickte man in großer Nähe die Lagerfeuer, und während der Nacht wollte es dem Livico bedünken, als schlichen sich dunkle Gestalten in die Nähe der Mauer, um dieselbe zu untersuchen. Auf's Gerathewohl wurden Steine hinabgeschleudert, aber man wußte nicht, ob sie Jemanden trafen. Mit dem Aufgange der Sonne sahen sie plötzlich den Feind vor sich; seine Menge war unübersehbar; Köpfe, wohin man blickte. Sie schienen unter sich einen Streit zu haben, denn im Lager herrschte ein großer Tumult. Aus dem wirren Knäuel löste sich eine kleine Gruppe, welche hinausstürmte und mit wildem Geschrei einen Mann verfolgte, der eiligst die Flucht ergriff und auf die Mauer zueilte. In Pfeilschußweite von der Mauer wurde er erreicht, zu Boden geworfen und geschlagen. „Der Verräther und Abtrünnige,“ schrie ein baumlanger Mensch, „er will den Feind schonen,

will, daß wir in Güte mit demselben unterhandeln. Schlagt ihn todt! Dem Verräther gebührt nichts Besseres!"

Sie schlugen mit Keulen auf ihn los und laut schallten die Schläge. Endlich stürzten sie hinweg und ließen den Geschlagenen auf dem Boden liegen. Er regte kein Glied; nach einiger Zeit aber erhob er sich mühsam, hielt den Kopf mit beiden Händen und hinkte auf die Mauer zu.

„Ihr Leute," rief er mit kläglicher Stimme, „rettet mich, gewährt mir eine Zuflucht bei Euch!"

Livico und Limmon wollten ihn seinem Schicksale überlassen, aber Helvetius drang darauf, ihn einzulassen, da man von ihm die Stärke des Feindes und seine Hülfsmittel erfahren könne. Sein Wille drang durch, und man begann, die Steine wegzuräumen, mit denen das kleine Ausfallsthor in der Mitte der Mauer verschlossen war. Als das Loch so groß war, daß man ihn hindurchziehen konnte, wurde es wieder mit Steinen verstopft. Der Flüchtling schien große Schmerzen zu leiden, denn diesseits der Mauer stürzte er zu Boden und blieb wie todt liegen.

„Er wird wieder zu sich kommen," sagte Helvetius, „und dann werde ich ihn ausfragen."

Unterdeß wurde die Höhe der Mauer mit Mannschaften besetzt und Alles war zum Kampfe bereit. Limax, der Ueberläufer, erwachte nach einiger Zeit aus seiner Ohnmacht und bat den König, sich in die Hütten auf dem See zurückziehen zu dürfen, da seine Schmerzen unerträglich seien.

„Erst gieb mir Auskunft über die Stärke und Pläne Deines Volkes," sagte der König.

„Ihrer sind zweitausend," antwortete Limax, „und sie sind wohl versehen mit Streithämmern und Schleudern. Man hat uns gesagt, Euere Zahl sei klein, und es würde uns leicht werden, Euch zu bewältigen. Ich rieth zum Frieden und bat sie, sich nicht der ungewissen Entscheidung eines Kampfes zu überlassen, sondern mit Euch im Guten zu unterhandeln. Ich glaubte, mit einem

solchen Rathe Dank zu verdienen, aber Ihr habt gesehen, wie sie mich mißhandelt haben."

Helvetius gab ihm einen Mann mit, der ihn zu den Hütten geleiten sollte und ließ seiner Gemahlin sagen, sie möge es ihm an nichts fehlen lassen.

Unterdessen rückten die Feinde in geschlossenen Reihen heran. In Bogenschußweite blieben sie stehen und forderten mit lauter Stimme, daß ihnen der Verräther ausgeliefert werde, dem sie Zuflucht gewährt hätten. Der Bescheid lautete ablehnend. Da rückten sie noch näher vor und machten Miene, die Mauer anzugreifen; aber das bekam ihnen übel, denn von allen Seiten wurden sie mit Steinen beworfen und in kurzer Zeit war der Platz vor der Mauer mit Todten und Verwundeten bedeckt. Neue Schaaren zogen heran, aber es erging ihnen nicht besser, als den erstern.

Nun zogen sie sich zurück und warteten die Nacht ab, denn im Schutze der Dunkelheit glaubten sie eher zum Ziele zu kommen. Livico hatte sich aber auch für diesen Fall vorgesehen. Auf beiden Höhen ließ er Bäume anzünden, die so weit hinableuchteten, daß man die Annäherung des Feindes deutlich genug gewahren konnte. Nachdem auch dieser nächtliche Angriff abgeschlagen war, zogen sich die Feinde zurück und zündeten in der Ferne ihre Lagefeuer an.

Livico gab den Rath, die Mauer zu öffnen und den Vertheidigungskrieg in einen Angriffskrieg zu verwandeln, denn mit ihren eisernen Waffen und ihrem guten Rechte würden sie den Sieg gewinnen.

Helvetius aber war entschieden dagegen. „Die Uebermacht ist auf ihrer Seite," sagte er, „und hinter unserer Mauer sind wir sicher."

Der Feind schien auch wirklich nicht mehr daran zu denken, den Kampf zu erneuern, denn er blieb der Mauer fern und lagerte sich im Gebirge. Nach einigen Tagen war er auch dort verschwunden und man sah keine Spur mehr von ihm. Damit war die Nothwendigkeit der Besetzung des Außenpostens verschwunden. Helvetius ordnete

an, daß Jeder wieder zu seinen Geschäften zurückkehre. Alle priesen die schützende Mauer und hielten sich für alle Zukunft gesichert. Helvetius schickte nun Boten an Thurex und ließ ihn vor den heranziehenden Horden warnen, zugleich sich erbietend, Hülfe zu bringen, wenn sie begehrt werde.

Daß sie jetzt einen verschmitzten Feind in ihrem Pfahldorfe beherbergten, davon hatten sie keine Ahnung. Limax war ein Betrüger und er hatte es mit seinen Landsleuten verabredet, sich dem Scheine nach mißhandeln zu lassen, damit er Eingang in die Niederlassung fände. Gelang es ihnen nicht, die Mauer zu erbrechen, so sollte er Alles auskundschaften und ihnen Nachricht bringen. Eine Bergspitze war zu dieser Zusammenkunft bestimmt.

Der verschlagene Mensch wußte sich bald in das Vertrauen des Königs einzuschmeicheln, und dieser hatte in seiner Geradheit und Arglosigkeit keine Ahnung davon, daß ein Mensch so niederträchtig sein könne. „Bleib bei uns," sagte er, „und gieb das herumschweifende Leben auf. Hier findest Du Schutz und Nahrung und brauchst Dich wegen Deiner Verstoßung nicht zu härmen."

„Gerne bliebe ich bei Dir," entgegnete Limax, „aber ich bin ein unnützes Glied, weil ich nicht arbeiten kann. Wie Du siehst, fällt es mir schwer, meine Glieder zu bewegen, und es wird noch manchen Tag dauern, ehe ich Euch durch Arbeit nützlich werden kann."

„Es sind der fleißigen Hände auch außer den Deinigen genug vorhanden," antwortete der König; „pflege Deinen Körper und geh' fleißig in den Wald, das wird Dir wohlthun."

Eine solche Freiheit hatte Limax gewünscht. Jeden Morgen verließ er seine Hütte und hinkte über die Brücke. Es war recht traurig anzusehen, wie er sein Bein nachschleppte und langsam daherkeuchte. Wenn ihn aber das Laub des Waldes verdeckte, dann waren seine Gebrechen plötzlich verschwunden und er trat so flink auf, wie irgend Einer.

Gleich am ersten Tage hatte er die eisernen Waffen

und Werkzeuge gesehen und den großen Nutzen derselben erkannt.

„Wenn ich diese Dinge eher gesehen hätte," sprach er zum Könige, „so würde ich Euch gerathen haben, Euere Feinde zu verfolgen, denn wahrlich, solchen Waffen kann Niemand widerstehen."

Wo sich nur eine Gelegenheit fand, beobachtete er den Gebrauch dieser wunderbaren Dinge und unterrichtete sich von ihrem Nutzen. Helvetius gebrauchte die Vorsicht, jeden Abend die Waffen und Geräthe ansammeln und dieselben in seiner Hütte niederlegen zu lassen, denn er wollte nicht, daß das Volk sich ein Recht auf dieselben anmaße. Limax rieth ihm, von dieser Gewohnheit niemals zu lassen, weil es eine Pflicht der Selbsterhaltung sei; im Stillen aber war es seine Absicht, sie eines Tages seinen Leuten in die Hände zu spielen.

Am ersten Tage des Neumondes, so war es verabredet, wollte er mit den Seinigen auf der bezeichneten Bergspitze zusammentreffen, um ihnen einen andern Weg anzuzeigen, auf dem sie in's Thal gelangen könnten. Es war deßhalb nothwendig, daß er längere Wanderungen unternahm, um das Terrain zu untersuchen. Helvetius ließ ihm volle Freiheit; wenn er ihn am Abend wiedersah, so war er zufrieden.

„Gestern bin ich in einer Schlucht von einem Wiesent angefallen worden," sagte Limax eines Tages zu Helvetius; „gieb mir ein Schwert, damit ich mich wehren kann."

„Bringe es vor Nacht zurück," sagte dieser und überreichte es ihm.

Limax ging früh am Morgen hinweg; der arme Kerl hinkte noch immer und erregte das Mitleiden des nachschauenden Königs. Kaum aber befand er sich im Walde, so wurde er flink wie ein Reh und schoß wie ein Pfeil dahin. Wie er zu dem bezeichneten Berge gelangen sollte, wußte er noch nicht, aber es schien ihm wohlgethan, der Schlucht zu folgen, in welcher er schon verschiedenemale bis zu einer ziemlichen Höhe hinangestiegen war. Heute eilte er noch höher hinauf und gelangte

oben in ein Querthal, welches nach verschiedenen Windungen direkt zur Bergesspitze emporführte. An der vom See abgewandten Seite stieß er plötzlich auf das Lager seiner Freunde, die ihn mit großem Jubelgeschrei empfingen.

„Was für ein sonderbares Ding führst Du da in Deiner Hand?" fragte der Häuptling. „Was für ein Stein ist das?"

„Kein Stein ist es, sondern Eisen, ein Stoff, welcher sich biegen läßt, nicht leicht zerbricht und dennoch stärker ist als Stein."

Mit einem mächtigen Schwunge hieb er einen Ast von einem Baume und zeigte ihnen den glatten Schnitt.

Alle, die es sahen, brachen in Verwunderung aus, und diese steigerte sich noch, als er ihnen von all' den übrigen Waffen und Werkzeugen erzählte. „Meine Freunde," sprach er, „wer im Besitze dieser eisernen Dinge ist, der braucht Niemanden zu fürchten und sein Leben ist mancher Mühe überhoben und um viele Annehmlichkeiten bereichert."

„Wir müssen sie haben," riefen sie Alle wie aus einem Munde, „aber wir können uns nicht mehr den Gefahren der Mauer aussetzen, sondern müssen auf einem andern Wege an den See gelangen."

„Dieser Weg ist gefunden," sprach Limax. „Zur Nachtzeit könnt Ihr bis in seine Nähe gelangen, und wenn es uns gelingt, den Feind im Schlafe zu überraschen, so sind alle diese Dinge unser."

Er führte nun den Häuptling unter den Bäumen her auf die Spitze des Berges. Dort legten sie sich flach auf den Boden, damit sie von unten nicht gesehen würden, und er zeigte ihm unter den Hütten des Sees eine Hütte, aus deren Dach eine Stange mit der Sichel des Mondes hervorragte. „Dort liegen zur Nachtzeit alle Waffen und Werkzeuge zusammen," sagte er, „und wenn uns das Glück günstig ist, so erbeuten wir sie alle in einem Schlage."

Der Häuptling hatte nun keine Ruhe mehr, sondern wollte sofort den Berg hinabgeführt sein. Limax setzte sich an die Spitze und schritt ihnen voran. Nach einem

langen Marsche erreichten sie eine dunkle Schlucht. „Hier müßt Ihr weilen, bis die Nacht kommt," sagte er. „Ich werde unterdessen alles Mögliche thun, daß sie einen guten Schlaf haben."

Er nahm Abschied von seinen Freunden und legte den Weg bis zur Ansiedlung allein und sehr hinkend zurück. —

„Wo bist Du heute gewesen?" fragte Helvetius, als er in das Dorf zurückkehrte.

„Auf jenem Berge, dessen Spitze Du dort siehst. Ich habe mich ringsumher nach unsern Feinden umgesehen, aber sie scheinen spurlos von der Erde verschwunden zu sein; nirgends erblickt man ein Lager, nirgends Rauch oder ein anderes menschliches Zeichen. Sie sind entweder zurückgekehrt oder haben in einer andern Gegend eine Niederlassung gefunden. Freuen wir uns der überstandenen Gefahr, indem Du dem Volke Meth zu trinken giebst."

„Es ist allerdings gut, daß das Volk von Zeit zu Zeit ein Fest erhält, und die Erinnerung an bestandene Siege mögen dazu am geeignetsten sein. In diesem Sommer bekommen wir viel Gerste und Waizen; wir werden also den Abgang nicht sehr spüren."

Niemand hatte gegen das Fest Etwas einzuwenden; die Meisten liebten die geistigen Getränke so sehr, daß sie kaum die Stunde des Anfangs erwarten konnten.

Helvetius ließ auch die zweite Gruppe der Ansiedler kommen, und so waren alle Kelten zusammen und lagerten mit fröhlichem Lärm und lauten Gesängen am See. Die einfachen Naturmenschen kamen höchst selten in den Fall, etwas Geistiges zu trinken und konnten deßhalb auch nur ein geringes Quantum, ohne berauscht zu werden, vertragen. Man wird aber häufig finden, daß das Volk am unmäßigsten ist, wenn es von der berauschenden Kraft angegriffen wird.

Es dauerte nicht lange, so waren Viele ihrer Sinne nicht mehr mächtig, und jede Aufforderung, in die Hütten zurückzukehren, war vergebens.

Das war der Zeitpunkt, welcher zum Angriffe des Dorfes festgesetzt war.

XI.

Limax hatte sich gleich im Anfange unter die Trinker am Ufer gemischt, und nicht wenig dazu beigetragen, daß der Meth unmäßig genossen wurde. Er selbst aber trank nicht, denn er wußte sehr wohl, daß er dadurch unfähig werden würde, seinen Brüdern zu helfen. Der eine seiner Gastfreunde nach dem andern sank zu Boden und lag in unangenehmer Verfassung vor dem Wasser. Helvetius aber und einige Andere hatten sich nicht berauscht und zogen sich in's Dorf zurück, um die Frauen nicht ohne Schutz zu lassen.

Diesen Zeitpunkt benutzte Limax. Auf Händen und Füßen kroch er davon und gelangte ungesehen in den Wald. Hier sprang er auf und eilte mit großen Schritten seinen Freunden entgegen.

„Ist es nun Zeit?" fragte der Anführer.

„Genau die richtige Stunde."

„Die Hauptsache besteht darin, daß wir uns der eisernen Waffen und Werkzeuge bemächtigen; richte also Dein nächstes Augenmerk auf diese Dinge."

Limax versprach das zu thun, und begab sich in das Pfahldorf, um bei der Hand zu sein, wenn es galt, über die Geräthschaften herzustürmen. Die Feinde marschirten aufwärts durch den Wald; aber als sie die lichten Stellen erreichten, da warfen sie sich zu Boden und krochen auf Händen und Füßen heran. Bald hatten sie die Trunkenen erreicht und machten sich sogleich über dieselben her. Ein Schlag mit dem Steinhammer reichte hin, den Schädel des stärksten Mannes zu zerschmettern.

So sehr die Trunkenheit der Männer auch diesen Massenmord an wehrlosen Menschen begünstigte, so wurde man im Pfahldorfe doch bald gewahr, daß sich auf dem festen Lande etwas Auffallendes begab. Der König schickte Kreng, um sich von dem Vorfallenden Kenntniß zu verschaffen. Er war kaum bis an die Balustraden der

Wasserwohnungen gekommen, als er einen gewaltigen Schrei ausstieß: „Hülfe, Hülfe! Unsere Brüder werden ermordet!“

Zu gleicher Zeit stürzten die Angreifer gegen die Brücken, stürmten auf denselben vorwärts und umstellten die Hütte des Königs. Limax glaubte nun nicht länger hinter dem Berge halten zu müssen. „Kommt, eilt herbei,“ rief er; „im Hause des Königs findet Ihr Alles, was Euch groß und stark machen wird!“

„Der elende Verräther,“ murmelte Helvetius, „er hat sich also nur in unsere Gunst eingeschlichen, um uns zu verderben! Die Waffen sollen sie nicht haben, wenn wir auch Alle zu Grunde gehen,“ rief er, stürzte sich in seine Hütte und übertrug dem Livico den Befehl über die Mannschaft; er selbst wollte das Eisen vertheidigen.

Die Betrunkenen, welche noch nicht den Todesstoß erhalten hatten, kamen bald wieder zu sich und kämpften mit Löwenmuth. Auf dem Lande, auf den Brücken, zwischen den Hütten, überall wurde gekämpft; selbst die Frauen schlossen sich nicht aus davon. Des Königs Bestreben, die Waffen rasch an die Seinigen auszutheilen, konnte nicht ausgeführt werden, denn die Feinde besetzten sogleich die Hütte, um sich der großen Schätze zu bemächtigen. An eine Austheilung der Waffen war nun nicht mehr zu denken, aber sie sollten auch den Feinden nicht in die Hände fallen; deßhalb öffnete er die Fallthüre und schleuderte sie in's Wasser. Von dort konnten sie dieselben wieder herausholen, wenn der Kampf zu Ende war.

Limax hatte den Anführer der Fremden herbeigerufen; beide Männer kamen nun, um in die Hütte einzudringen, aber Helvetius wehrte sich mit aller Macht. Als er sich nicht länger vertheidigen konnte, sprang er an ihnen vorüber, stieß sie in die Hütte und ließ sich von Almantia einen Feuerbrand reichen, den er auf das Dach schleuderte. Das Feuer setzte die Hütte sogleich in Brand und ergriff auch die Eingedrungenen. Sie wollten dem Verderben bringenden Elemente entfliehen, aber Helvetius

und seine Genossen trieben sie wieder in die Flammen zurück und hatten ihr teuflisches Vergnügen daran, daß sie vollständig gebraten wurden und endlich sterbend in den Flammen zusammenstürzten.

Der Brand beschränkte sich nicht auf das eine Haus, sondern theilte sich auch den übrigen mit, und es dauerte nicht lange, so brannte das ganze Pfahldorf.

Jetzt erst begann der Kampf grausig zu werden. Jeder hatte natürlich das Bestreben, sich aus der Gluth an das Land zu retten. Die Weiber mit ihren Kindern drängten auf die Männer und diese wieder auf die Voraus-eilenden. Die Mütter schrieen und jammerten, denn wenn sie nicht bald gerettet wurden, so kamen sie entweder im Wasser oder im Feuer um.

Viele wurden von den Flüchtigen umgeworfen, zertreten oder in's Wasser geschleudert. Es war ein ganz entsetzlicher Anblick. Livico, der bisher nur für Almantia gestritten hatte, sah jetzt in der Ferne den König und die Königin, schwer mißhandelt und geschlagen. „Folge mir," rief er seiner Gattin zu; „wir müssen sie retten!" Beide waren mit schweren Keulen bewaffnet, und Keinem mangelte es an Muth und Tapferkeit. Die Keulen machten rechts und links eine Bahn; mancher Feind, der sich im ruhigen Besitze des Pfahldorfes wähnte, wurde niedergestreckt oder in den See geworfen. Jetzt hatten sie ihre Eltern erreicht, faßten die Keulen mit beiden Händen und wetterten darauf los, daß es eine Art hatte. Schon frohlockte Diba, schon streckte ihnen Helvetius die Hände entgegen — da kam plötzlich Zuwachs von der andern Seite, und vor den Augen ihrer Kinder wurden König und Königin ermordet und in die Fluth geschleudert.

Jetzt war nirgends mehr Schonung; die Parteien schlugen mit grenzenloser Erbitterung aufeinander los, das Leben hatte keinen Werth mehr. Das Feuer hatte unterdessen alle Hütten ergriffen, und die Flammen wogten und brausten so wild und wüthend, daß Alles nach den Brücken hindrängte; das Feuer loderte hinter ihnen her und Viele wurden von demselben ergriffen und brannten

wie Fackeln. Auch vor ihnen brannten die Gänge bis auf den Wasserspiegel, und so blieb Allen nichts Anderes übrig, als sich in die Fluthen zu werfen. Die Erbitterung war aber so groß, daß auch im Wasser noch fortgekämpft wurde.

Der alte Limmon, welcher sich durch Schwimmen zu retten suchte, wurde von einem riesigen Menschen angegriffen. Kreng kam ihm zu Hülfe, aber Beide wurden von dem Riesen erschlagen und schwammen als Leichen auf dem Wasser. Livico und seine Gattin hatten sich ebenfalls in den See geworfen, und da alle die Ihrigen gefallen waren, so suchten sie ihr Heil in der Flucht.

Unter dem Schutze der Nacht gelangten sie auch glücklich an's Ufer und schlugen ihren Weg durch den Wald nach der Krystallhöhle an. Dort stiegen sie in den Kessel hinauf und verschlossen den mittlern Zugang mit Steinen, so daß von unten Niemand zu ihnen gelangen konnte.

Almantia weinte unaufhörlich, denn ihr Vater, ihre Mutter, ihre Geschwister, alle Freunde und Bekannte waren gefallen. Auch Livico befand sich in der traurigsten Verfassung und er warf sich vor, daß durch ihn hauptsächlich der Kampf so blutig geworden, weil der Eindringling sich um jeden Preis der eisernen Waffen und Geräthschaften bemächtigen wollte. Damals hatte er geglaubt, seinem Volke eine große Wohlthat zu erweisen; statt dessen war er die Ursache gewesen, daß der ganze Stamm ausgerottet wurde.

Am Morgen versuchte Livico, an den glatten Wänden des Krystallkessels emporzusteigen, um nach dem See hinüberzuschauen und nachzusehen, wie es dort um die Ueberlebenden stand. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es ihm, den Rand zu erklettern und auf einen Baum zu steigen. Von dort konnte er den ganzen See überschauen, aber er sah nichts Tröstliches. Das Dorf war bis auf den Wasserspiegel niedergebrannt und von den Leuten seines Stammes war kein einziger mehr am Leben.

Die Sieger umtanzten mit lautem Geheul die Leichen;

vom Blute berauscht geberdeten sie sich wie Wahnsinnige und traten die Leichen mit den Füßen.

Mit Trauer und Eckel wandte er sich ab und stieg wieder zu Almantia in den Kessel. „Hier ist unseres Bleibens nicht,“ sagte er, „denn über Kurz oder Lang werden sie unsern Zufluchtsort entdecken und uns tödten. Wir müssen entweder Thurex aufsuchen oder uns entschließen, in irgend einer versteckten Wildniß zu leben.“

„Wer weiß, ob Thurex uns noch freundlich gesinnt ist,“ antwortete Almantia. „Vielleicht wäre es besser, wieder nach dem Lande der Kelten zurückzuwandern.“

„Wir würden in unserm alten Vaterlande wie Abtrünnige behandelt werden,“ erwiederte Livico. „Thurex kann uns nicht wohl abweisen, denn wir waren seine Bundesgenossen. Sollte er aber unfreundliche Gesinnungen gegen uns an den Tag legen, so bleibt uns noch eine andere Zuflucht, nämlich Rom. Sieh', hier sind diese Krystallsteine in so großer Fülle, daß wir in kurzer Zeit mehrere Pferdelasten davon zusammenhaben. In Rom gelten diese Steine für höchst kostbar, und ich bin überzeugt, daß wir damit unsern Lebensunterhalt gewinnen würden.“

Der letztere Plan sagte Almantia am meisten zu, denn sie war sehr begierig, die fremden Menschen und besonders die Königin Tanaquil kennen zu lernen.

„Unsere Pferde sind wahrscheinlich mit verbrannt,“ sagte Livico, „und wenn dieses nicht der Fall ist, so werden die Sieger sie gewiß festhalten. Ohne Pferde aber können wir den weiten und beschwerlichen Weg nicht wagen.“

„Bei Deiner ersten Reise hattest Du doch keine Pferde, sondern Hirsche.“

„Was damals gelang, ist heute sehr fraglich. Die Hirsche, sowie alle übrigen wilden Thiere haben das Zutrauen zu den Menschen verloren, weil diese Jagd auf sie machen und sie ihres Fleisches und ihrer Haut wegen tödten. Nur in der Wildniß, wo die Thiere noch nichts

von der Bosheit der Menschen wissen, wäre es leicht, sie zu fangen und zu zähmen."

Nach langem Ueberlegen kamen sie überein, erst einen Versuch bei Thurex zu machen, und wenn sie hier eine schlechte Aufnahme fänden, nach Rom zu gehen.

„Wir müssen durch die untere Höhle," sagte Livico, „denn von oben können wir nur in die entgegengesetzten Richtungen gelangen."

Sie verließen den Kessel und gingen an der Seite des Wasserfalles den Berg hinab, aufmerksam um sich spähend, ob sie von den Siegern bemerkt würden. Diese aber waren zu sehr von ihrer ausgelassenen Freude bewegt und vermutheten nicht, daß einer von ihren Feinden am Leben geblieben sei.

Als die beiden Flüchtlinge bei Thurex ankamen, wurden sie wohl aufgenommen, denn der König glaubte, Helvetius schicke ihm durch seinen Schwiegersohn eine Botschaft.

Livico stattete ihm einen weitläufigen Bericht über Alles ab, was sich am See zugetragen und bat ihn um Aufnahme in seiner Gemeinschaft und eine Hütte auf dem Wasser.

Thurex wurde bei dieser Auseinandersetzung stutzig. „Mein Freund," sagte er, „Ihr habt einen großen Fehler begangen: Es wäre Euere Pflicht gewesen, mich zur Hülfe herbeizurufen. Gemeinsamer Kampf würde zu einem glücklichen Ende geführt haben. Da Ihr aber glaubtet, meine Hülfe entbehren zu können, so habt Ihr selbst das Bündniß zerrissen und ich kann Euch keinen Schutz gewähren. Wenn die Sieger erfahren, daß Ihr bei mir seid, so werden sie auch mich mit Krieg überziehen. Du selbst hast Dir meine Gastfreundschaft verschlossen, denn die Feinde werden die eisernen Waffen, welche Du Deinem Volke zum Unglücke überbrachtest, aus dem Wasser ziehen und gegen mich gebrauchen. Gehe also von hinnen und weile nicht in unserer Nähe; ich müßte sonst feindlich gegen Dich verfahren."

Der wahre Grund dieser unfreundlichen Aufnahme

war aber ein ganz anderer. Thurex fürchtete, sein Volk möchte dem Livico anhängen und ihn an seiner Stelle zum Könige wählen.

Mit betrübtem Herzen verließen sie das Pfahldorf und traten den Rückweg zur Krystallhöhle an. Glücklicher Weise hatte Livico seinen Bogen gerettet, sonst würde er nicht einmal im Stande gewesen sein, für sich und seine Frau Nahrung herbeizuschaffen.

Um die Gegend zu untersuchen, stieg Livico auf den Berg und schaute nach dem See. Die niedergebrannte Niederlassung war jetzt einsam und verlassen; die Sieger hatten die stehen gebliebenen Wohnungen der zweiten Colonie bezogen. Er konnte die Hütten überschauen und den Rauch derselben sehen.

Es war ihm lieb so, denn die schrecklichen Menschen waren hier weiter von seiner Zufluchtsstätte entfernt und er hatte so leicht keinen Ueberfall von ihnen zu befürchten.

Almantia hätte gerne gewußt, was aus den Leichen ihrer Eltern geworden; es war ihr ein schrecklicher Gedanke, daß sie kein Grab haben sollten. „Wir müssen hinab,“ sagte sie.

„Ich habe schon denselben Gedanken gehabt,“ gab er zur Antwort, „aber ich schlage Dir vor, hier zu verweilen und mir das traurige Geschäft allein zu überlassen; denn die Gefahr ist zu groß für Dich.“

„Jetzt habe ich Niemanden auf der Welt, als Dich allein,“ gab sie zur Antwort, „und wo Du bist, da will auch ich sein, damit wir alle Freuden und alle Leiden theilen.“

Aeußerst langsam schlich der Tag vorüber, denn sie dachten unaufhörlich an ihre Lieben. Endlich wurde es dunkel und ringsum herrschte große Stille. Da verließen sie ihren Zufluchtsort und begaben sich in die untere Höhle. Livico trat leise in den Ausgang derselben und lauschte in die Nacht. Nirgends regte sich etwas Verdächtiges, es herrschte weit umher vollkommene Ruhe. In der Höhle lagen angebrannte Hölzer, welche als Keulen dienen konnten. Um für alle Fälle vorbereitet zu

sein, bewaffneten sie sich damit und stiegen an dem Wasserfalle hinunter in die Ebene. Der Mond war aufgegangen und erhellte einigermaßen ihren Weg.

Mit Herzklopfen erreichten sie endlich den baumfreien Platz vor der zerstörten Niederlassung. Es war jetzt ein schrecklicher Aufenthalt, denn wohin sie nur den Fuß setzten, da lag ein Todter. Sie gingen von einem zum andern und schauten ihm in's Gesicht; aber sie fanden weder den König noch die Königin. Viele von den Erschlagenen waren so verunstaltet, daß man sie nicht wiedererkannte. Die blinde Wuth der Feinde hatte sie noch nach dem Tode verstümmelt.

Jetzt bot sich ihnen ein grausiger Anblick. Von dem Geruche des Fleisches gelockt, schlich sich ein Wolf herbei, fiel über einen der Leichname her und riß große Stücke Fleisch von demselben ab. Livico, ergrimmt, daß seine Brüder den wilden Bestien zur Speise dienen sollten, erhob seine Keule, ging auf das Ungeheuer zu und ließ seine Waffe mit einem wuchtigen Streiche auf den Kopf desselben niederfallen. Mit furchtbarem Wuthgeheul verließ das Thier die Leiche und stürzte sich auf seinen Angreifer. Es geschah so schnell, daß Livico von den Zähnen desselben überrascht und zu Boden gerissen wurde; aber seine Gattin war augenblicklich zur Hand und versetzte dem Thiere einen Schlag, der es sofort tödtete. Livico blutete aus mehreren Wunden, aber es waren nur Fleischwunden, und sie hatten deßhalb keine Bedeutung.

„Wir haben nun alle Leichen angesehen," sagte Almantia; „aber die Eltern und Geschwister befinden sich nicht unter ihnen; sie werden auf dem Boden des Sees liegen. Machen wir einen Versuch, sie aufzufinden. Dort liegt noch der Einbaum unversehrt."

Sie bestiegen das Fahrzeug und ruderten in's Wasser. Bald erreichten sie die Balustrade; sie war bis auf den Wasserspiegel niedergebrannt, aber die in den Grund gesenkten Pfähle standen noch; sie konnten denselben folgen und an verschiedenen Stellen zwischen ihnen hindurch fahren, aber der Mond schien doch nicht hell genug, um

bis auf den Boden des Wassers zu sehen. Fast die ganze Nacht fuhren sie umher, ohne die Gesuchten zu finden. Schon dämmerte der Morgen und der Augenblick war nahe, wo sie fliehen mußten. Da stieß Almantia mit dem Hintertheile des Einbootes an einen dunkeln Gegenstand. „Livico," rief sie aus, „halte das Boot an!"

Rasch schlang Livico das Seil um einen Pfahl und näherte sich ihr. Als sie den dunkeln Gegenstand untersuchten, fanden sie, daß es Helvetius war, dessen Körper sich zwischen zwei Pfählen eingeklemmt hatte. Der Anblick war erschütternd für die Tochter. Mit lautem Schluchzen zog sie ihn hervor und legte ihn mit Hülfe ihres Mannes auf das Boot.

„Das Schicksal ist uns gnädig gewesen," sprach Livico, „denn wir haben den theuern Körper Deines Vaters gefunden, aber nun müssen wir umkehren, sonst werden wir von den Feinden gefunden, und gegen ihre große Zahl können wir uns nicht wehren."

Sie wandte den Kahn dem Ufer zu. Nicht weit mehr von demselben entfernt, stieß Almantia einen Freudenschrei aus, denn auf dem Boden des Wassers bemerkte sie die Leiche ihrer Mutter. Rasch wurde dieselbe heraufgezogen und neben den König auf den Einbaum gelegt. Rasch erreichten sie das Ufer; dort legten sie die Körper auf den Boden und waren eben im Begriffe, sie auf ihre Schultern zu laden, als Livico eine Spitzhaue auf dem Boden fand. Wahrscheinlich war dieselbe am Abende des Festes aus Vergessen nicht abgeliefert worden.

Seine Freude über diesen Fund war nicht geringe, denn das Werkzeug gab ihm die Möglichkeit, die Krystalle von den Wänden der Höhle zu lösen.

„Wirst Du im Stande sein, Deine Mutter zu tragen?" fragte Livico.

„Ich bin stark genug. Hebe mir die theure Last auf den Rücken."

„Gehen wir direkt in den Wald, damit uns die Augen der Späher nicht sehen," sprach er. Traurig und

mit bekümmertem Herzen schritten sie vorwärts und suchten die dunkelsten Stellen des Waldes auf.

Bald erreichten sie einen Hügel, von welchem sie das Schlachtfeld überschauen konnten. Hier bot sich ihnen ein grauenvoller Anblick. Mit dem Verschwinden der Nacht kamen von allen Seiten riesige Aasgeier herangeflogen, welche sich über die Leichen hermachten; auch die Wölfe mehrten sich, und die Scheusale zerfleischten die Leichen.

Mit Schrecken wandten sie sich von dem furchtbaren Anblicke ab und stiegen die Höhe hinan. Als sie die untere Höhle erreicht hatten, legten sie die Leichen zu Boden und suchten eine passende Stelle für das Doppelgrab aus, aber der Boden bestand ganz aus Steinen, und Livico konnte mit seiner Spitzhaue nicht eindringen.

„Es geht nicht," sagte er, „und doch dürfen sie nicht offen liegen bleiben, denn die Wölfe würden über sie herkommen."

Sie trugen die Leichen nun an das Ende der Höhle und legten sie fest nebeneinander an die Wand; dann nahmen sie die Asche und die Kohlen, welche auf dem großen Feuerherde lagen, und bestreuten die Leiber damit. Als dieses geschehen war, gebrauchte Livico die Spitzhaue und machte große Krystalle von den Wänden los. Aus diesen baute er an zwei Seiten eine Mauer, die bis an die Decke ging, und so waren die Könige in ein Grab von unschätzbarem Werthe eingeschlossen.

Almantia wurde nun viel ruhiger. Von dem Leben der Seligen nach dem Tode wußte sie nichts, denn in jener Zeit war der Heiland noch nicht auf die Erde gekommen; aber das Bewußtsein, daß ihre Eltern ein sicheres Grab hatten, tröstete sie.

Der Gedanke, nach Rom zu gehen, war nicht aufgegeben, aber die Krystalle waren schwer und sie konnten nur eine kleine Last davon tragen. Livico war deßhalb in nicht geringer Verlegenheit, um Lastthiere herbeizuschaffen. Damals war es ihm allerdings gelungen, Hirsche zu zähmen und abzurichten, aber dieses war doch

mehr ein Zufall gewesen, und er durfte nicht darauf rechnen, daß es noch einmal geschehen würde. Dagegen hielt er es nicht für unmöglich, daß von den Heerden noch Ochsen übrig geblieben seien, die im Gebirge umherschweiften und sich vielleicht von ihm locken ließen. Tagelang schweifte er umher, aber er war im Auffinden der Ochsen nicht glücklich.

Um so mehr war er erfreut, als sich plötzlich die Hindin einstellte, die sie verloren glaubten. „Die Hindin," rief er voller Freude. „Einmal hat sie mir und meinen Pferden den Weg zu dieser Höhle gezeigt. Vielleicht sind auch jetzt die Pferde in ihrem Gefolge!"

Almantia lief hinaus, um nachzusehen, und stieß einen lauten Freudenruf aus, denn die Pferde waren wirklich da.

„Die treuen Thiere sind gewiß von unsern Feinden festgehalten worden," sagte Livico; „aber sie haben am Ende doch den Weg zu uns gefunden, und nun wollen wir sie auch benutzen."

Die Kasten, in denen er einst die Waffen und Geräthschaften von Rom hiehertransportirt hatte, waren mit verbrannt; neue konnte er nicht herstellen, denn es fehlte ihm an den nothwendigen Instrumenten. Lange wurde hin- und hergesonnen, was nun zu thun sei. Nach langem Ueberlegen kamen sie auf den Gedanken, längliche Körbe anzufertigen, die auf beiden Seiten der Thiere aufgehangen werden könnten. Diese Arbeit erforderte aber viel Zeit und es stand zu befürchten, daß sie dabei von den Feinden überrascht und zu Gefangenen gemacht wurden. Um diesem Unglücke zu entgehen, zogen sie in ein weiter zurückliegendes Thal, wo es nicht an Weide, Wasser und Holz fehlte, und wo sie sich im Nothfalle in unzugänglichen Schluchten verstecken konnten.

Hier fanden sie eine Menge von Weidenbäumen, die ihnen genug starke und schmiegsame Ruthen für das Flechtwerk lieferten; andere, stärkere Zweige dienten als Rippen. Da Almantia früher schon andere Körbe gemacht hatte, so konnte sie bei dem Flechten hülfreich zur

Hand gehen, und so ging die Arbeit flinker von statten, als sie selbst geglaubt hatten.

Als die Körbe fertig waren, flochten sie aus weichem Grase noch für jedes Pferd ein Polster, damit die Thiere nicht gedrückt würden; dann zogen sie, froh gestimmt, in die Krystallhöhle zurück, um die Körbe mit den kostbaren Steinen zu füllen.

Sie mußten darauf sehen, daß sie möglichst viel Krystalle bekamen, ohne die Last allzuschwer zu machen. Livico suchte deßhalb die schönsten aus ihrer Umgebung zu lösen und Almantia sammelte sie in die Körbe. Sie erhielten eine Menge einzelner Strahlen, aber auch solche, worin drei, vier und fünf Krystalle wie ein leuchtender Stern zusammen saßen. Zugleich waren sie darauf bedacht, die schönsten Farben zu sammeln.

Sobald ein Korb voll war, schaffte Livico denselben in das abgelegene Thal und verbarg ihn dort zwischen den Felsen. Nach einer langen, arbeitsvollen Zeit war der letzte gefüllt, und nun war der Augenblick gekommen, wo sie von einem Lande Abschied nehmen wollten, in dem sie gehofft hatten, bis an ihr Ende glücklich zu leben.

Almantia war traurig und niedergeschlagen, denn jetzt mußte sie sich für immer von den Gebeinen ihrer Eltern trennen. Schluchzend fiel sie neben dem Grabe nieder und klammerte ihre Hände um die schimmernden Strahlen; auch Livico war tief gerührt, denn sie ließen beide Alles zurück, was sie geliebt hatten.

Als sich Almantia erhob, waren ihre Wangen und Lippen kreidebleich und durch ihren Körper ging ein heftiges Zucken. „Leb' wohl, Vater, leb' wohl, Mutter," rief sie; dann wendete sie sich hastig ab und stürzte aus der Höhle.

„Schlaft wohl," flüsterte Livico. „Vielleicht seid ihr besser gebettet, als wir es sein werden. Ihr habt Alles überstanden, uns aber winkt noch das Ende, und wir wissen nicht, ob wir es in den Eiswüsten der Alpen oder unter der Gluthsonne Roms finden. Wo wir aber

auch sein werden, nimmer wollen wir unserer Eltern, nimmer Derer vergessen, die an diesem See eine so kurze Spanne des Glücks genossen haben."

Den Korb auf seine Schultern ladend folgte er seiner Gattin und traf im Thale mit ihr zusammen. Almantia drängte ihn, die Thiere zu beladen, aber es war nicht frühe mehr am Tage, und er meinte, sie würden besser thun, den folgenden Morgen abzuwarten.

„Nein, nein," sagte sie mit heftiger Bewegung; „eilen wir fort, sonst muß ich noch einmal zurück zu meinen Eltern, und dann könnten mich die Feinde finden und tödten!"

Livico fügte sich, und sie hoben die Körbe auf die Pferde, eins aber blieb unbeladen, denn es sollte ihnen abwechselnd zum Reiten dienen. „Steig hinauf," sprach er „und bleibe auf dem Rücken des sanften Thieres, bis Du des Reitens müde bist." Die Hindin weidete noch im Grase; als sie aber sah, daß ihre Herrin sich auf das Pferd setzte, kam sie in weiten Sprüngen herbei und schaute sie erwartungsvoll an.

„Komm, mein Thier," sagte Almantia und streichelte ihr vom Pferde herab den Hals.

„Vorwärts!" rief Livico, und die Calvalcade setzte sich in Gang. „Mein treues Weib," sprach er, „als ich aus Italien zurückkehrte, verfehlte ich den Weg und ging lange in der Irre umher, aber von hier aus getraue ich mir in gerader Richtung dahin zu kommen. Fürchte also nicht, daß wir in's Elend reiten."

„Die Sonne und die Sterne werden mit uns sein und uns freundlich geleiten," antwortete sie. Nun ging es fort durch Gebirg und Thal und immer höher stiegen sie zu der Schneegrenze empor. Wir wollen sie auf ihrem Wege nicht begleiten und nichts von der erhabenen Natur, nichts von den Schrecknissen der Eiswüste, nichts von den Reizen der jenseitigen Thäler erzählen. Der Leser mag sich das in Gedanken ergänzen.

XII.

Nach langer Wanderung näherten sich Livico und seine Gattin der Stadt Rom, die schon bedeutend an Schönheit und Einwohnerzahl zugenommen hatte.

„Lege jetzt Deine Geschmeide von den glänzenden Krystallen an," sagte Livico, „denn wir werden nun bald die Stadt erreichen, in welcher der König Tarquinius und seine Gattin Tanaquil wohnen. Wenn sie Dich in dem Schmucke sieht, wird sie begierig werden, ebenso schöne Steine zu besitzen, und sie wird uns Wohnung und Speise geben."

Immer näher kamen sie an die Stadt und gelangten endlich an die Umfassungsmauer, welche Tarquinius in der Zwischenzeit hatte anlegen lassen. Der König hatte damals einen großen Krieg beendet; es herrschte Ruhe und Frieden im Lande und das Thor stand weit offen. Es schien, daß sich eben zu dieser Zeit etwas Auffallendes in der Stadt begab, denn das Volk rannte von allen Seiten dem königlichen Palaste zu, der auf dem palatinischen Hügel nahe dem von Romulus erbauten Tempel des Jupiter Stator lag. Einige aber, die von dem sonderbaren Aeußern des heranziehenden Paares und der zahmen Hindin angelockt wurden, blieben stehen und wunderten sich, daß das ärmlich gekleidete Weib einen so kostbaren Schmuck um den Hals trug.

„Warum laufen alle diese Leute zum königlichen Palaste," fragte Livico einen alten Mann.

„Es hat sich etwas ganz Ungewöhnliches daselbst begeben," antwortete der Greis. „Ein Knabe von großer Schönheit lag schlafend in seinem Bettchen und hatte einen Feuerschein um sein Haupt. Die Diener glaubten, es sei wirkliches Feuer und liefen mit Wasser herbei, um es zu löschen, aber Tanaquil wehrte ihnen und sagte, es sei eine Vorbedeutung, daß der junge Servius Tullius zu etwas Großem bestimmt sei. Als der Knabe aufwachte, war das Feuer verschwunden, und nun läuft das Volk herbei, um den Wunderknaben zu sehen. Aber,

woher kommst, o Fremdling, und wie kommt Dein Weib zu diesem kostbaren Schmucke?"

„Ich bin nicht zum erstenmale in dieser Stadt, sondern der Königin wohlbekannt, und auch jetzt will ich wieder zu ihr."

„Heute wird das kaum möglich sein, denn die Pforte am Palaste ist voll von Menschen, und wie Du siehst, kommen ihrer immer noch mehr."

Livico aber ließ sich nicht abhalten, sondern folgte dem Menschenstromme und gelangte endlich den Hügel hinauf bis zur Porta Mugionis Dort konnte er nicht weiter, denn die Volksmenge stopfte sich im Thore. Bald aber wandte sich die Aufmerksamkeit auf die beiden Fremdlinge und vor dem königlichen Palaste entstand ein großes Geschrei.

Der Lärm lockte die Königin Tanaquil an das Fenster, und nun sah sie Almantia, die mit ihrem strahlenden Schmucke hoch zu Pferde saß. Der Königin Augen glänzten vor Freuden, als sie den Schmuck sah und sie rief hinab: „Wer bist Du?"

Da drängte sich Livico vor und sprach mit lauter Stimme: „Sie ist mein Weib, o Königin, und ich bin Livico, der Dir die Hirsche brachte. Heute bringe ich Dir eine Hindin, die meine Frau im fernen Lande gezähmt hat."

„Macht Platz," rief sie dem Volke zu, „und laßt den Livico durch das Thor!"

Die Menge wich auseinander und Almantia ritt durch das Thor vor die Marmorstufen des königlichen Palastes. Hier kam ihnen Tanaquil entgegen und hieß sie willkommen. Almantia aber sprang von ihrem Thiere auf den Boden und neigte sich tief vor der Königin.

„Erlaube mir, daß ich Dir meine Hindin schenke," sagte sie und lockte dem Thiere. Dieses sprang herbei, leckte der Königin die Hand und ließ sich von ihr streicheln.

Tanaquil hatte Wohlgefallen an dem Thiere, aber noch mehr gefielen ihr die Krystalle, welche um Almantia's Hals hingen.

„Dein Mann hat einst aus meiner Hand eine eiserne Krone erhalten," sagte sie; „Du wirst dankbar für diese Ehre sein!"

„Ich bin es, meine Königin, und wenn es Dir Freude macht, so will ich meinen Schmuck mit Freuden an Dich abtreten."

Tanaquil winkte einem Diener und befahl ihm, den Fremdlingen Wohnung zu geben und sie zu kleiden; nachher sollten sie in die Gemächer der Königin kommen, um sich mit ihr zu unterhalten.

Almantia war von der sie umgebenden Pracht und Herrlichkeit ganz außer sich, denn sie hatte niemals ein schöneres Haus, als die einfachen Hütten am See gesehen; auch war sie von den Kleidern im hohen Grade überrascht; als Weib hatte sie einen größern Sinn dafür, als ihr Gemahl, und leicht begriff sie die Nothwendigkeit, sich für die Unterredung mit der Königin Tanaquil zu schmücken.

In den Bädern des Palastes wurden sie voneinander getrennt und Jeder in eine Reihe von besondern Gemächern geführt. Die Sklavinnen, welche Almantia zu bedienen hatten, bewunderten ihren starken, aber graziösen Körperbau, ihr langes, schönes Haar und ihre frische gesunde Gesichtsfarbe und fragten sie, welche Salben sie gebraucht habe, um so schön zu werden.

„Salben?" fragte Almantia verwundert. „In meinem Lande kennt man keine Salben, und ich weiß nicht, was ihr damit bezeichnen wollt. Der Thau des Himmels, der Regen, welcher aus den Wolken fällt, der Staub der Wasserfälle und die Wogen des See's, das sind die einzigen Mittel, womit ich meine Haut gesalbt habe, und andere kennt bei uns Niemand."

Die Sklavinnen fragten in ihrer Neugierde nach Vieles über das Land, aus welchem Almantia kam, aber auch sie konnten sich keine richtige Vorstellung von dem machen, was sie hörten.

Als Almantia alle Stufen des Bades durchlaufen hatte, wurde sie in ein großes Gemach geführt, in welchem

die Wände mit den prächtigsten Frauenkleidern bedeckt waren. Sie sollte frei wählen, denn Tanaquil hatte den Sklavinnen befohlen, ihr keinen Zwang anzuthun, sondern ihr zu geben, was ihren Augen angenehm sei.

Sie hätte kein Weib sein müssen, wenn sie an dem bunten Putze keinen Gefallen hätte finden sollen. Mit Wohlgefallen und der Begierde, sie zu besitzen, ruhten ihre Augen auf vielen Kleidern, und es wurde ihr schwer, an denselben vorüberzugehen, ohne sie zu wählen, aber sie dachte an den einfachen und natürlichen Sinn ihres Mannes, an die schmucklosen Hütten ihrer Heimath und das prunklose Wesen ihrer verstorbenen Eltern. Dem entsprechend wählte sie ein einfaches weißes Kleid und bestand darauf, es anzuziehen, denn es kam ihrer heimischen Kleidung am nächsten. Die Sklavinnen fügten noch einen weißwollenen Ueberwurf dazu, dessen Ecken mit goldenen Quasten verziert waren. Dann legten sie an ihre Füße Sandalen von Goldstoff, zierten die Arme und Füße mit silbernen Ringen und wollten das Haar in Flechten zwingen. Das aber litt Almantia nicht. „Nein," sprach sie, „bindet es hinten mit einem Bande zusammen und laßt es frei über den Rücken fallen."

Wenn Almantia auch keine Prinzessin gewesen wäre, so würde sie in den Augen der Römer doch als eine solche erschienen sein, denn die Natur hatte ihr einen königlichen Anstand verliehen und ihr Aeußeres überragte an Schönheit alle Frauen am Hofe des Tarquinius. In einem Vorzimmer des Palastes traf sie mit ihrem Gatten zusammen, der ebenfalls in einfachen Kleidern steckte.

„Almantia," sagte er, „wir werden nun bald vor der Königin erscheinen, und sie wird uns über Manches fragen. Gieb unerschrocken Antwort, und wenn sie Dich ausforschen sollte, was Du für Deine Steine begehrst, so sage ihr, daß wir gekommen sind, sie damit zu beschenken, und daß wir keinen andern Gegendienst, als einen einfachen Lebensunterhalt verlangen. Wenn sie uns einen Ort giebt, wo wir wohnen und den Acker bestellen können, so wollen wir zufrieden sein."

Ein Sklave erschien jetzt in dem Gemache, um sie zur Königin zu holen. Er schien auf den König und die Königin nicht wohl zu sprechen zu sein. „Wie,“ sprach er zu Livico, „Du kommst freiwillig aus einem freien Lande, um hier ein Sklave zu werden?“

„Bist Du nicht auch freiwillig da?“ fragte Livico.

„Nein, gewiß nicht, Fremdling. Ich hatte mein stilles Haus und meinen Feigenbaum zu Krustumarium und lebte glücklich und zufrieden mit den Meinigen. Da kamen die Römer, überzogen uns mit Krieg und schlugen uns, weil wir zu schwach waren, uns gegen die große Menge zu wehren. Nachdem unsere Häuser verbrannt und die Stadtmauern niedergerissen waren, band man uns mit Stricken und führte uns nach Rom. Hier sind wir aus freien Leuten zu Sklaven geworden und müssen den Befehlen fremder Herren unterthan sein.“

„Mein Freund,“ antwortete Livico, „Du dauerst mich, denn ich weiß, was es heißt, sein Vaterland zu verlieren, aber Du hast jetzt einen neuen Herrn, dem Du Dank schuldig bist; sei also zufrieden und murre nicht. Führe uns nun zur Königin, denn, wie Du sagst, wartet sie unser.“

Kamerianus, der Sklave, ging mit düsterm Blicke vorauf; nachdem sie eine Reihe von Gemächern durchwandert hatten, gelangten sie in das Zimmer der Königin Tanaquil. Die Schönheit des Gemaches stand nicht auf der hohen Stufe der spätern kaiserlichen Zeit, aber gegen die hölzernen Hütten am See, war das Zimmer doch ein wahres Paradies, so daß Almantia sich höchst verwundert um sich schaute.

Tanaquil aber war von der wunderbaren Schönheit der Keltin entzückt und kam ihr mit großer Freundlichkeit entgegen. Dann wandte sie sich an Livico und sprach: „Die Hirsche, welche Du mir damals gebracht hast, sind wohl und munter, aber ich bediene mich ihrer nicht mehr, weil ich fürchtete, die römische Wölfin möchte mit der Zeit über sie herfallen.“ Livico verstand die Anspielung nicht und entgegnete: „Wenn es in der Stadt

eine Wölfin giebt, die Deinen Hirschen gefährlich wird, so gieb mir den Auftrag, daß ich sie tödte."

Tanaquil lächelte: „Es ist keine wirkliche Wölfin, aber in dem Blute der Nachkommen des Romulus, der von einer Wölfin gesäugt wurde, schlummert noch immer eine Art von Wolfscharakter, den man nicht allzulange mit allzu außergewöhnlichen Dingen reizen darf. Erzähle mir jetzt, welchen Segen Du in Deinem Lande mit den eisernen Waffen und Werkzeugen verbreitet hast. Du hofftest damals viel davon."

„O Königin," antwortete er, „die Hoffnungen des Menschen schlagen oft in das gerade Gegentheil um. Als ich von Dir schied, war ich voller Freude und Zuversicht, denn ich gedachte mein Volk stark und wehrhaft zu machen und ihm sein Mühen und Arbeiten zu erleichtern, aber ich habe meinem Volke den Tod und den Untergang gebracht. Alles, was ich gewann, ist dieses Weib, freilich ein großer Schatz, aber theuer erkauft."

„Erkläre Dich deutlicher!"

„Bald, nachdem ich zurückkehrte, fiel der Feind in unser Land ein. Trotz seiner großen Ueberzahl erwehrten wir uns desselben, und er wäre wohl auf immer von dannen gezogen, aber er erhielt Nachricht von unserm Eisen und erkannte bald, daß dem Besitzer desselben die Herrschaft gehöre. Da suchten sie auf einem Umwege und durch Verrath unsere Wohnstätten auf und überfielen uns, als wir am wenigsten daran dachten. Unsere Eisen waren eingeschlossen und wir konnten nicht zum Gebrauche desselben gelangen. Der Kampf war furchtbar. Der König, die Königin und alle Unterthanen wurden hingeschlachtet. Niemand ist übrig geblieben, als wir Beide. Das Eisen aber ist auch dem Feinde nicht in die Hände gefallen, sondern liegt in der Tiefe des See's begraben. So hat es vielen Schaden, aber Niemanden Nutzen gebracht."

„Ihr seid allein übrig geblieben," sagte Tanaquil mitleidsvoll. „Aber Euer Land muß dennoch ein herrliches sein; davon zeugt der Schmuck am Halse Deines Weibes."

Almantia nahm die Kette ab, legte sie vor die Königin und bat, dieselbe als ein Zeichen ihrer Verehrung anzunehmen.

Tanaquil beschaute sie mit großem Wohlgefallen und sprach: „Ich nehme sie mit Dank an, aber ich bin in Sorge, wie ich Dir vergelten soll. Hast Du noch mehr von diesen edeln Steinen?"

„Noch zehn Körbe voll," antwortete Livico; „gieb Befehl, daß sie hiehergebracht werden."

Tanaquil rief dem Sklaven, der sie hieher geleitet hatte und gab ihm den Auftrag, die Körbe hereintragen zu lassen.

Bald nachher erschien eine Schaar von Dienern, welche unter der Last der Körbe mit gekrümmten Rücken keuchten. Als sie dieselben auf dem Boden des Gemaches niedergelassen hatten, winkte ihnen die Königin, das Zimmer zu verlassen und gab dem Kamerianus den Befehl, zu wachen, daß Niemand unangemeldet eindringe.

Livico entfernte das Moos von den Körben und leerte einen derselben auf den Boden des Gemaches. Tanaquil war von dem Glanze und der Schönheit der Farben so überrascht, daß sie keine Worte finden konnte. Ihre Augen glänzten fast noch heller, als die Steine und sie griff bald nach diesem, bald nach jenem.

„Welch ein wunderbares Land muß es sein, wo so herrliche Steine zu finden sind," sagte sie. „Ich möchte wohl dahin."

„O Königin," entgegnete Livico, „Du würdest bald finden, daß Du einen schlechten Tausch gethan, denn in jenem Lande schmilzt auf den Spitzen der Berge niemals das Eis und der Schnee, und sieben Monate des Jahres bedeckt das Eis auch die tiefsten Thäler. Allenthalben wimmelt es von wilden Thieren und der Mensch muß stets bereit sein, sein Leben einzustellen, um sich ihrer zu erwehren. Dazu giebt es dort keine Felder, keine Oliven, keine Oelbäume, keine Trauben, überhaupt nichts, was des Menschen Herz erfreut."

„Und doch diese Steine, wie wunderbar!"

Sie wandte sich wieder den Krystallen zu und wurde nicht müde, dieselben zu bewundern.

„Welchen Preis forderst Du für diese Steine?“ fragte sie.

„Sie sind unschätzbar, meine Königin, und ich würde große Reichthümer dafür erlangen, wenn ich sie auf dem Forum zum Verkaufe auslegte —“

Tanaquil schnellte empor und unterbrach ihn mit den Worten: „Du willst sie auf dem Forum aufstellen?“

„Ich habe nicht die Absicht, denn sie sind zu schön und kostbar, um von einem Deiner Unterthanen in Besitz genommen zu werden — nur Du allein bist würdig, sie zu haben; aber da es das Einzige ist, was ich und mein Weib besitzen, so kann ich sie nicht ohne Entschädigung hingeben.“

„Wirst Du nicht umkehren und neue holen, um auch an Anderen davon zu verkaufen?“

„Niemals! Sie werden im römischen Reiche die einzigen sein und bleiben!“

„Und was verlangst Du für Deinen Schatz?“

„Nicht viel, o Königin,“ gab er zur Antwort. „Wir beabsichtigen nicht, wieder in unser Land zurückzukehren, sondern in Italien zu verbleiben. Gieb uns ein kleines Stück Land und laß uns eine Hütte auf demselben erbauen, damit wir in Ruhe und Arbeit unsern Unterhalt gewinnen können.“

Tanaquil lächelte über diese bescheidene Forderung und ertheilte dem Sklaven Kamerianus den Befehl, den König herbeizurufen. Tarquinius erschien bald und war nicht wenig verwundert, den Haufen kostbarer Steine auf dem Boden des Gemaches seiner Gemahlin zu sehen. Sie stellte ihm Almantia vor, und in Livico erkannte er selbst einen alten Bekannten. „Livico hat diese Krystalle aus seiner fernen Heimath hiehergebracht,“ sprach sie, „und er wünscht, daß sie dem königlichen Geschlechte zur Zierde gereiche, aber es fehlt ihm am Lebensunterhalte; deßhalb beansprucht er in der Nähe der Stadt ein Feld und eine Hütte. Gedenkst Du, ihm die Steine für diesen

Preis abzukaufen, so sage es. Mir deucht, seine Forderung ist eine billige und gerechte."

Der König war sogleich gewillt, auf die Forderung einzugehen, denn es waren genug Felder vorhanden, die so zu sagen, nichts kosteten, während die Krystalle ihn zum reichen Manne machten, aber er wollte aus dem Handel den möglichsten Vortheil ziehen, deßhalb gab er zur Antwort: „Augenblicklich bin ich damit beschäftigt, auf dem Capitol dem Jupiter den Tempel abzustecken, den ich im Sabinischen Kriege gelobt hatte, außerdem macht mir in diesem Augenblicke der Bau der Kloaken viel zu schaffen und ich muß den Augur um Rath fragen. Halte Livico und seine Gemahlin einstweilen im Palaste und laß es ihnen an nichts fehlen, die Steine aber hebe wohl auf und verschließe das Gemach, in dem sie bewahrt werden, damit nichts abhanden kommt." Nachdem er sich noch die Ereignisse am See hatte erzählen lassen, begab er sich auf das Comizium, wo das Bildniß des Augurs Attius stand, der einst mit dem Scheermesser einen Wetzstein durchschnitten hatte. Attius hatte einen Nachfolger bekommen, der aus dem Fluge der Vögel die Zukunft und die Geschicke des Staates voraussagte. Zu diesem begab er sich und zeigte ihm einen der leuchtenden Krystalle.

„Das ist mehr, als Marmor und Gold," sagte dieser.

„Wohl ist es wahr," antwortete der König, „aber Du wirst staunen, wenn Du die große Menge der Steine siehst. Der Eigenthümer fordert für dieselben nur ein bescheidenes ländliches Besitzthum."

„Erzähle mir, wie es zusammenhängt!"

Als Tarquinius ihm Alles mitgetheilt hatte, sprach der Augur: „Die Steine haben einen großen Werth, aber ich lege mehr Gewicht auf das Land, dessen Boden sie hervorbringt. Sorge also, daß Du auf dieses Land einen Anspruch bekommst."

„Was nutzt es? Es liegt weit von hier, und ich werde niemals in die Lage kommen, es zu erobern."

„Nicht Du und nicht Dein Nachfolger," erwiderte der Augur, „aber meine Augen schauen in die Ferne,

und ich sehe den Tag vor mir, wo sich die Grenzen unseres Landes bis zu den höchsten Bergspitzen und über dieselben hinaus erweitern. Für jene Tage ist es heilsam, wenn wir gleich einen gerechten Anspruch haben."

Tarquinius ging zum Capitol, wo der Plan zum Tempel abgesteckt wurde; dann begab er sich zum Forum, an dessen Ende damals der große Kanal erbaut wurde, der noch heute besteht und unter dem Namen Kloake Maxima berühmter geworden ist, als irgend ein Kanal der Welt.

Am dritten Tage ließ er den Livico und seine Gattin in die große Halle kommen, in welcher er zu Gericht zu sitzen pflegte. Um ihn versammelt waren die Senatoren und andere hervorragende Männer. Diesen stellte er die beiden Fremdlinge vor und redete die letztern also an:

„Kommt Ihr nicht aus einem fernen Lande mit hohen Gebirgen, tiefen Seen und edeln Steinen?"

„Ja, wir kommen aus einem solchen Lande."

„Waret Ihr Herren dieses Landes?"

„Unser Stamm war der erste, der es in Besitz nahm, denn vorher hatten noch keine Menschen in demselben gewohnt. Es gehörte also unser."

„Wie Ihr sagtet, kamen Fremdlinge und bekriegten Euch?"

„So ist es, sie schlugen unser Volk durch List und Verrath, und Niemand blieb übrig, als wir Beide und die entfernter wohnenden Bundesgenossen."

„Ihr betrachtet jenes Land von Rechtswegen noch immer als das Eurige?"

„Natürlich, aber wir waren zu schwach, es zu behaupten."

„Und nun seid Ihr nach Rom gekommen, Euch in unsern Bund aufnehmen zu lassen?"

„Ja! wir bedürfen des Schutzes."

„Gut, ich nehme Euch hiemit in unsern Bund auf und erkläre das fremde Land mit dem unsern vereinigt. Diese Vereinigung kann zwar jetzt nicht vollzogen werden, aber sie besteht und wir werden uns

auf dieselbe berufen, wenn die Zeit dazu gekommen ist. Wollt Ihr's so?"

„Ja!"

„Nun, so ist der Bund geschlossen. Geht nun zu dem Berge Aventin; ein Sklave wird Euch begleiten und Euch Euere Wohnung zeigen."

Sie verließen den königlichen Palast, gingen durch die Porta Mugionis und wurden durch das Thal, zwischen den beiden Hügeln zum Aventin geführt. Nachdem sie eine Strecke weit den Berg hinaufgewandert waren, kamen sie an die Stelle, wo jetzt die Kirche Sancta Sabina steht. Damals lag hier ein großer ummauerter Garten mit prachtvollen Bäumen. Mitten in dem Garten stand ein hübsches Haus, und die sämmtlichen Felder strotzten von Fruchtbarkeit.

Der Sklave führte sie in das Haus und sprach: „Dieses Haus und der Garten mit seinen Feldern und Bäumen gehört Euch, und Ihr könnt nach Belieben damit verfahren. Schauet zu, ob noch etwas nicht nach Euerm Wunsche ist, damit bald die Verbesserung folgen kann."

Die beiden Naturkinder lächelten; Alles kam ihnen so schön und übertrieben luxuriös vor, daß sie durchaus nichts auszusetzen hatten, sondern den Sklaven baten, dem Könige und der Königin ihren Dank darzubringen. Hier wollten sie bleiben und bis an ihr Ende Früchte ziehen.

Die beiden Kelten lebten glücklich und zufrieden in ihrem Garten und standen bei dem Könige und der Königin in hohen Ehren. Häufig mußten sie in den Palast kommen und mit an der königlichen Tafel speisen. Von den Römern wurden sie mehr mit Neid, als mit Liebe betrachtet; man mißgönte ihnen die Freundschaft am Königshofe, und wenn man ihnen äußerlich dennoch freundlich entgegenkam, so geschah es einen Theils aus Furcht vor Tarquinius; andern Theils, weil man hoffte, von ihnen zu erfahren, wo die prachtvollen Steine zu holen seien. Nicht selten geschah es, daß vornehme

Römer auf ihr Landgut kamen, ihnen mit heuchlerischen Mienen Lobsprüche machten und sie dann ersuchten, ihnen den Weg nach ihrem Lande zu beschreiben.

Livico deutete auf die entfernten Berge und sprach: „Ziehet über ihre Spitzen und folgt immer dem geraden Wege; er wird Euch zu noch höhern Bergen führen; aber ich gebe Euch den Rath, von Euerm Vorhaben abzulassen, denn jenes Land paßt nicht für Euere verweichlichten Leiber. Hättet Ihr einen Begriff von den furchtbaren Schrecknissen dieser Eiswildniß, so würdet Ihr kein Verlangen nach diesen Steinen tragen, sondern in dem gesegneten Italien bleiben."

Wenige wurden von diesen Schilderungen geschreckt, und es fehlte nicht an Solchen, die hinauszogen, um sich der Schätze zu bemächtigen, aber sie kamen zurück, nachdem sie lange in der Irre umhergeschwebt und große Drangsale erlitten hatten.

Im achtunddreißigsten Jahre der Regierung des Tarquinius geschah es, daß die Söhne des verstorbenen Königs Ancus eine Verschwörung gegen das Leben des Königs anzettelten. Sie gewannen zwei verwegene Hirten, welche mit scharfen Aexten in die Burg eindrangen und den König ermordeten.

Livico befand sich gerade im Palaste, um Früchte und Gemüse für den königlichen Haushalt zu bringen. Als die Hofbedienten mit großem Geschrei zusammenliefen, fragte er, was sich zugetragen und da er von dem schrecklichen Verbrechen hörte, verband er sich mit den Lictoren und folgte der Spur der Mörder.

Auf dem Aventin, nicht weit von Livico's Landgut, wurden sie eingeholt, ergriffen und auf den Palatin geführt, wo man ihrem Leben ein Ende machte.

Servius Tullius, dessen Haupt, als er noch ein Knabe war, von Flammen leuchtete, kam auf den römischen Thron, und auch er wandte Livico seine Gunst zu. Im Palaste aber waren einige Große und Vornehme, die es im Stillen mit den Söhnen des Ancus hielten und deßhalb einen unversöhnlichen Haß auf Livico warfen. Sie

schwuren ihm den Tod und suchten nur nach einer günstigen Gelegenheit, denselben herbeizuführen. Sie kam, als Servius Tullius das Volk in Klassen eintheilte und den Livico in die vornehmste versetzte. Da er keine hunderttausend Asses im Vermögen hatte, die für diese Klasse erforderlich waren, so machte er ihm reiche Geschenke an Häusern und Feldern, bis die Summe voll war.

Diese Gnade des neuen Königs entflammte die Neidischen noch mehr und sie trugen sich beständig mit Mordgedanken.

Eines Tages übergab ihnen Servius einen runden Schild, eine Sturmhaube, einen Panzer und Beinstiefeln — Alles von leuchtendem Erze, dazu eine Lanze und ein Schwert und sprach: „Gehet hin auf den Aventin und bringt diese Waffen in meinem Namen dem Livico, denn er ist ein tapferer und unerschrockener Mann und wird uns in den Kriegen von großem Nutzen sein.“

Die Boten beluden sich mit den Waffenstücken und begaben sich zu dem Landgute. Almantia stand eben in dem Thore ihres Gehöftes und schaute in die rothen Strahlen der untergehenden Sonne. Da traten die Boten zu ihr und sprachen: „Rufe Deinen Gatten, denn wir kommen im Namen des Königs, um ihm große Ehre zu erweisen.“

Almantia führte sie in das beste Gemach des Hauses und ließ von ihren Sklaven Fackeln anzünden und ein Mahl auftragen; dann rief sie den Livico und führte ihn zu den Boten in das Gemach. Diese überhäuften ihn mit Schmeicheleien, übergaben ihm die Rüstung und drückten die Hoffnung aus, daß er sich im nächsten Kriege ebensosehr auszeichnen werde, wie er es einst in der Rennbahn gethan.

Livico war ob der Gnade des Königs fröhlich gestimmt und trank auf das Wohl des Servius Tullius. Die Boten thaten ihm wacker Bescheid und drängten ihn fortwährend zum Trinken. Livico aber weigerte sich dessen, weil er wußte, welche übeln Folgen es hatte.

Die Nacht rückte indessen vor, und da sie sahen, daß sie ihn nicht berauscht machen konnten, so entschlossen sie sich, ihn hinterrücks zu überfallen. Einer der Boten erhob sich, nahm das neue Schwert und stieß es ihm mit solcher Gewalt in den Rücken, daß es an der Brust wieder zum Vorscheine kam.

Almantia, welche bisher in fröhlichster Laune mit ihnen gescherzt hatte, stürzte bei diesem Anblicke ohnmächtig zusammen. Einige der Mörder wollten auch sie hinschlachten, aber andere widersetzten sich dem und sprachen: „Laßt sie leben, denn noch heute Nacht soll sie mit uns ausziehen, um uns die Schätze ihres Landes zu zeigen.“

Als sie wieder zu sich kam, stürzte sie sich mit Weinen und Wehklagen über die blutende Leiche ihres Gatten und beschwor den Mond und die Sterne, den Mord zu rächen. Gefühllos standen die Schrecklichen umher und kümmerten sich nicht um den Schmerz der Gattin.

„Weib,“ sagte einer von ihnen, „Livico würde noch leben, wenn er so klug gewesen wäre, uns in sein Land und zu den edeln Steinen zu führen. Da er sich beharrlich weigerte, so mußte er sterben, und Dir steht dasselbe Loos bevor, wenn Du nicht sofort mit uns aufbrichst, denn um jeden Preis wollen wir in den Besitz jener Schätze gelangen.“

Da erhob sich Almantia. Brüllend vor Wuth, daß ihr geliebter Mann um einer so kleinen Ursache willen hatte sterben müssen, warf sich mit Riesenstärke auf denjenigen, welcher ihr zunächst stand und schleuderte ihn zu Boden, daß ihm die Rippen krachten; dann ergriff sie den zweiten und that ihm deßgleichen.

Von Angst ergriffen, flohen sie Alle hinweg und versammelten sich vor dem Hause. Die Sklaven, statt ihrer Herrin beizustehen, machten gemeinsame Sache mit den Mördern, und da sie vernommen hatten, daß Almantia den Weg zu großen Schätzen wußte, so wollten sie mit hinaus, um dieselben zu heben.

Rathlos standen sie jetzt vor dem Hause; Niemand wagte, von Neuem einzudringen, denn sie hatten einen Arm gefühlt, der stärker war, als der irgend eines Mannes. Endlich glaubten sie ein Mittel gefunden zu haben, sie zum Herauskommen zu zwingen. An allen vier Ecken des Hauses legten sie Feuer an.

Almantia saß neben der Leiche des blutenden Gatten, bedeckte sein Gesicht mit Küssen und hörte nicht auf, zu jammern und zu wehklagen. Zuweilen sprang sie auf, um zum Könige zu eilen und die Mörder der Bestrafung zu überliefern, aber sie konnte sich von dem Todten nicht trennen.

Im Gemache verbreitete sich jetzt ein brenzlicher Geruch, Dampf drang durch die Ritzen und heller Feuerschein loderte empor. Zugleich hörte sie den Ruf: „Komme heraus, Almantia, und geleite uns zu Deinem Lande, so sollst Du leben!"

„Ah, sie wollen mich verbrennen," sprach sie zu sich selber. „Für Dich ist es gut so, mein theurer Gatte! Besser, daß Dein Leib zu Asche wird, als daß Du unbegraben liegen bleibst! Auch mir wäre ein solches Ende angenehmer, als das Leben, aber wer sollte für mich das Werk der Rache übernehmen?"

Einen Augenblick stand sie sinnend und nachdenkend, dann war sie entschlossen und legte die Rüstung an, welche ihrem Gatten geschickt worden war. Nachdem sie auch den Speer in die Hand genommen hatte, drückte sie den letzten Kuß auf die bleichen Lippen des Todten, riß das blutige Schwert aus seinem Rücken und stürzte hinweg durch Rauch und Flammen.

Noch war der Pferdestall nicht vom Feuer ergriffen. Rasch eilte sie hinein, schwang sich auf das stärkste Thür und sprengte zum Thore hinaus, mitten unter die Schaar der Wartenden.

Die stoben mit Schreckensgeschrei auseinander, denn sie glaubten im ersten Augenblicke, Livico's Geist sitze gegen sie zu Pferde. Als sie aber beim Scheine des Feuers das langherabwallende Haar sahen, wurden sie

ihres Irrthums gewahr und drangen auf sie ein. Die Sklaven, welche ihr Brod gegessen hatten, befanden sich in der vorderſten Linie und streckten schon die Hände nach den Zügeln ihres Thieres aus; aber sie schwang das Schwert und schlug Jeden, der sich nahte, nieder.

„Erbärmliche Feiglinge," rief sie, „Keiner von Euch sollte am Leben bleiben, wenn ich nicht Mitleid mit Euch hätte! Wahrlich, auch eine größere Schaar sollte mich nicht hindern, zum Könige zu reiten und Euch dem Schwerte zu überliefern; aber ich sehe wohl, daß diese elenden Steine die Römer nimmer ruhen lassen. Morgen werden schon Andere kommen, um mich zu quälen, darum willige ich in Euer Verlangen."

„Du willst uns in Dein Land führen?"

„Ich will es, damit ich Ruhe und Frieden bekomme."

Die Mörder eilten nun in den Stall, und Jeder schwang sich auf ein Pferd. Almantia hätte die Gelegenheit benutzen und entfliehen können, aber sie wollte es nicht. Nachdem sie Alles verloren, zog es sie zu den Gebeinen ihrer Eltern.

Die Uebelthäter beriethen noch eine Zeitlang, was sie thun sollten, um ihre That vor dem Könige zu verbergen oder zu beschönigen; aber sie konnten lange nicht übereinkommen.

Endlich machte Einer den Vorschlag, hinwegzuziehen, ohne den König zu benachrichtigen; die guten Gedanken kämen erst mit der Zeit, und wenn sie reich genug seien, so brauchten sie gar nicht nach Rom zurückzukehren, sondern könnten in jedem andern Lande leben.

Nachdem sie einig geworden waren, ritt Almantia an die Spitze und trabte in die Nacht hinaus. Die Mörder folgten und hielten sich fest auf ihrer Spur, denn sie fürchteten, das geharnischte Weib habe schließlich nur die Absicht, ihnen zu entkommen. Diese Absicht aber lag ihr ferner, als irgend etwas, denn ihr heißester Wunsch war es, sie in die Krystall-Höhle hineinzuführen.

Als die Sonne aufging, befanden sie sich schon weit von Rom, so daß sie bei einer etwaigen Verfolgung einen großen Vorsprung hatten; gleichwohl ließen sie in ihrer Eile nicht nach; das böse Gewissen stachelte sie stets weiter. Erst, als Almantia's Roß von der schweren Rüstung ermüdet wurde und der Rast bedurfte, hielten sie an.

Einer der Römer kam herbei, um ihr beim Absteigen vom Pferde behülflich zu sein, aber sie wies ihn mit Verachtung ab und sprach: „Wage Niemand, mich anzurühren, denn Euere Hände rauchen von dem Blute meines Gatten. Ich werde Euch die Schätze zeigen, aber ferner habe ich keine Gemeinschaft mit Euch."

Ohne die Rüstung abzulegen, ruhte sie im Schatten eines Baumes und entschlief. Sie fürchtete nicht, daß man sie tödten werde, denn die Habgierde der Römer war viel zu groß, als daß sie sich selbst der Schätze beraubt hätten.

Während sie schlief, flüsterten die Römer heimlich zusammen und verabredeten sich, sie zu tödten, sobald sie im Besitze der Edelsteine seien. Almantia wußte von dieser Verabredung nichts, aber sie kannte den boshaften Sinn ihrer Feinde und war nicht im Zweifel, daß sie ihr Blut vergießen würden, sobald sie ihre Dienste gethan hätte.

Die Römer gingen unterdessen in ein benachbartes Dorf und schafften Speise und Trank herbei; auch Almantia boten sie davon, aber diese schüttelte abwehrend mit dem Kopfe und sprach: „Ich werde selbst für meine Nahrung sorgen!"

Als sie in das Dorf kam, liefen von allen Seiten die Leute zusammen, denn der Anblick eines geharnischten Weibes erfüllte sie mit großer Neugier, aber sie gaben ihr, was sie an Speise und Trank bedurfte.

Viele Tage dauerte die Reise. Die bewohnten Gegenden hörten endlich auf und sie zogen den schneebedeckten Bergspitzen entgegen. Die Römer hatten solche

Gegenden niemals betreten, und sie fürchteten sich fast, noch höher hinaufzugehen, denn ihre Glieder zitterten vor Frost und der Wind that ihren verweichlichten Leibern wehe. Schon am ersten Tage fragten sie, ob sie noch nicht bald das Ende ihrer Reise erreicht hätten.

„Glaubt Ihr, daß man so leicht zu den kostbarsten Schätzen gelange?“ fragte sie. „Wenn wir den Weg nicht verfehlen, gebrauchen wir noch drei Tage.“

Es wurden aber nicht drei, sondern fünf Tage, und als sie endlich den Fuß des Berges erreichten, auf welchem die Krystall-Höhle lag, da waren sie so müde und entkräftet, daß sie nicht mehr hinaufsteigen konnten, sondern ruhen mußten, während Almantia noch frisch und stark war.

„Ruht und schlaft,“ sagte sie; „wenn Ihr gestärkt seid, werde ich Euch hinaufführen, und dann bin ich meiner Verpflichtung ledig.“

„Almantia,“ nahm da Einer das Wort, „Du hast uns durch so viele Eiswüsten und Einöden geführt, daß wir ohne Deine Hülfe den Rückweg nicht mehr finden werden.“

„O, seid deßhalb ohne Sorgen,“ sprach sie; „ich werde Euch auf einen Weg bringen, auf dem man nicht irren kann, der ganz sicher an das Ziel führt.“

Die Müdigkeit drückte den Römern die Augen zu; Almantia aber setzte ihrem Rosse die eiserne Ferse in die Seite und sprengte von dannen. Nach einiger Zeit hielt sie inne. „Ich gehe zu den Feinden meines Volkes, zu denen, welche meine Eltern erschlagen. Ist das recht und billig? Warum erhebe ich nicht selbst das Schwert gegen sie? Bin ich nicht stärker, als sie Alle zusammen? Meine Hand ist zu edel für sie, doch ich werde sehen, was ich thue. Jedenfalls sollen Zeugen dabei sein!“

Wieder drängte sie das Pferd zum Laufen und erreichte bald den See. Zu ihrer Verwunderung sah sie, daß das Dorf ihres Vaters wieder aufgebaut war und

auch das andere noch stand. Die Sonne stand im Zenith und die Bewohner befanden sich in den Hütten; aber sie zögerte nicht, sondern sprengte bis vor die erste Brücke und rief mit lauter Stimme: „Kelten, kommt hervor, denn ich habe mit Euch zu reden!"

Einzelne traten bei diesem Rufe vor die Hütten und stießen einen lauten Schreckensruf aus, denn eine solche Gestalt hatten sie niemals gesehen.

„Fürchtet Euch nicht," sprach Almantia, „sondern ruft Euern König, damit ich eine Unterredung mit ihm habe."

Der König kam, aber er war ebenso erschrocken, wie seine Unterthanen und wollte sich nicht zu ihr hinauswagen.

„Ich harre Deiner, komme hervor und höre mich. Ich bin Almantia, welcher Du den Vater erschlagen hast, aber ich bin nicht gekommen, denselben zu rächen, sondern einen Dienst von Dir zu erbitten."

Der Häuptling des Stammes kam an die Balustrade und war über die sonderbare Erscheinung der in Eisen gekleideten Reiterin nicht wenig erstaunt und verwundert. Sein zweites Gefühl war Schrecken, denn er hielt die Jungfrau für die Vorläuferin eines kriegerischen Volkes; auch die Männer und Frauen, welche mit ihm an die Balustrade geeilt waren, erschracken. Der Häuptling aber entgegnete: „Du scheinst lange nicht in diesem Lande gewesen zu sein, und nicht zu wissen, was während Deiner Abwesenheit hier vorgegangen. So laß' Dir denn berichten: Wenn Du die Tochter jenes Königs Helvetius bist, der hier im Kampfe gefallen, so bin ich keineswegs sein Mörder, sondern der Besieger dieses Mörders und folglich Dein Freund. Kelten in großen Schaaren sind in dieses Land eingewandert, und ihre Hütten bedecken die Seeen weit umher. Es kommen ihrer immer noch mehr, und die Zeit ist nicht mehr fern, wo jedes Thal seine Ansiedlung hat. Doch, nun sage mir, ob auch Du an der Spitze eines Volkes gekommen bist und im Sinne hast, mich zu bekriegen."

„Nein," entgegnete sie, „ich bin nicht gekommen, um Krieg zu beginnen, sondern um an der Seite meiner Eltern ein Grab zu suchen, aber ich habe ein Werk der Rache zu vollführen. Wisse, daß mein Gatte Livico und ich allein übrig blieben von meines Vaters Stamme. Traurig verließen wir dieses Land und zogen in die Fremde. Dort habe ich mein Theuerstes, meinen Gatten, durch feige Mörder verloren, und diese Mörder haben mich gezwungen, sie in dieses Land zu führen; aber ich habe beim Monde und bei den Sternen geschworen, daß sie dasselbe nicht mehr verlassen sollen. Sie sind dem Tode geweiht, und heute Nacht sollen sie durch mein Schwert sterben. Niemand anders soll Hand an sie legen, als ich selbst, und Ihr sollt mir Wache und Zeugen sein. Folge mir mit fünfzig der Deinigen."

Der Häuptling war ungewiß, was er thun sollte, denn er fürchtete Verrath und Hinterhalt; aber nach kurzem Bedenken befahl er den sämmtlichen Männern, sich zu bewaffnen und ihm in der Ferne zu folgen; die fünfzig aber sollten ihn und die Geharnischte begleiten. Ohne Geräusch zogen sie dahin, und Almantia zeigte ihnen aus einem Verstecke die schlafenden Römer.

Sie nahm hierauf den Häuptling bei Seite, beschrieb ihm den Weg zur Höhle und sprach: „Wenn der Abend naht, werde ich sie hinaufführen, dann folge mit Deinen Leuten und besetze den Eingang zur Höhle, damit sie mir nicht entlaufen können."

Der Häuptling gewann Vertrauen zu ihr und versprach, nach ihrem Willen zu thun. Endlich senkte sich die Nacht auf den Wald nieder und die Raubthiere begannen ihren Rundgang. Da rief sie mit lauter Stimme: „Ihr Schläfer wacht auf!"

Die Männer sprangen auf ihre Füße und Almantia befahl ihnen, dürre Aeste zu sammeln und dieselben mit hinauf zu nehmen in die Höhle, damit sie Feuer anzünden könnten. Die Pferde aber sollten unten an die Bäume gebunden werden.

Holz war im Ueberflusse vorhanden; Jeder belud sich mit einem Aste und folgte ihr den Berg hinan. Erwartungsvoll schauten sie umher und bildeten sich im Stillen allerlei Vorstellungen von der geheimnißvollen Höhle, die sie nun bald betreten sollten. Jetzt kamen sie an dem rauschenden Wasserfalle vorüber und bald standen sie vor dem gähnenden Schlunde der Krystall-Höhle.

„Wir sind zur Stelle," sprach Almantia. „Hier ist der Ort, wo Livico und ich die Steine gebrochen, die Euere Habsucht erregt haben."

Sie trat ein und zündete Feuer an. Die Römer legten die dürren Aeste dazu und bald loderten die Flammen hoch empor. Die Römer stießen einen Schrei der Verwunderung aus, denn einen so unbeschreiblichen Reichthum an edeln Steinen hatten sie nicht erwartet.

„Es ist nur ein Theil des Schatzes," sagte sie. „Nehmt einige Feuerbrände und folgt mir durch diese enge Oeffnung."

Als die Männer in den Kessel kamen, stieg ihre Verwunderung auf das Höchste und sie schätzten sich glücklich, nach dem Lande Helvetien gegangen zu sein.

„Kehren wir um," sagte sie, „denn in der untern Höhle muß ich meinem Gatten Livico ein Opfer bringen."

Als sie unten angekommen waren, hieß sie die Männer sich mit dem Rücken gegen den Eingang der Höhle stellen, dann rief sie mit donnernder Stimme: „Erinnert Euch, daß Ihr auf dem Berge Aventin meinen Gatten erschlagen. Jetzt folgt meine Rache. Nachdem Ihr mitten im Schooße des Reichthums angelangt seid, sollt Ihr sterben. Keiner von Euch wird lebend diesen Ort verlassen. Aber stellt Euch zur Wehre, denn ich will Euch nicht hinterrücks morden, wie Ihr meinem Gatten gethan."

Auf den Tod erschrocken zogen sie ihre Schwerter, aber wie der Blitz fuhr Almantia zwischen sie und ihr Schwert machte blutige Arbeit. Der Eine nach dem

Andern stürzte blutend und sterbend zusammen. Die Höhle erdröhnte von ihren Flüchen und ihrem Jammergeschrei. Wohl wehrten sie sich mit ausnehmender Verzweiflung, aber dem erzürnten Weibe mit seiner herkulischen Kraft konnte Niemand widerstehen. Schreiend wandten sich die Ueberlebenden zur Flucht, aber sie fanden den Ausgang durch die Kelten besetzt. Die Höhle erschallte unheimlich von den gewaltigen Schlägen, welche Almantia austheilte. Nach einer Stunde war nur noch Einer übrig, nämlich derjenige, welcher ihrem Gatten das Schwert durch den Rücken gestoßen hatte. Winselnd warf er sich zu Boden und flehte um sein Leben. Da warf Almantia das Schwert bei Seite, ergriff ihn am Nacken und schleuderte ihn mit unmenschlicher Kraft gegen das Gewölbe, so daß sein Schädel an den spitzen Krystallen zerbrach.

„Du warst des Schwertes nicht würdig,“ sagte sie; „auf niedrige Weise mußtest Du sterben!“

Die Kelten sahen ihr mit Schrecken zu und fürchteten für ihr eigenes Leben; aber sie rührte Niemanden von ihnen an, sondern ergriff die blutenden Leichen, eine nach der andern, und schleuderte sie in den Abgrund. Dann näherte sie sich dem Häuptlinge und sprach: „Kehre nun zurück! Mein Werk ist gethan! Hier will ich bei den Gebeinen meiner Eltern wohnen, bis mich der Tod ereilt. Gönne mir in Deinem Lande diesen letzten Zufluchtsort!“

Der Häuptling übergab ihr feierlich die Höhle und kehrte mit den Seinigen zu den Hütten zurück. Zuweilen geschah es, daß einer von seinen Leuten neugierig hinaufstieg, um sie zu sehen. Dann fand er stets ein helles Feuer in der Höhle. Ihre Rüstung und ihr Schwert lagen neben den Flammen; sie aber kauerte seufzend am Grabe der Eltern, das sie sich durch ein Loch in der Krystallmauer zugänglich gemacht hatte.

Der Gram aber zehrte an ihrem Leben und sie hatte keine fröhliche Stunde mehr. Einst brach in der Nacht ein gewaltiger Sturm aus, so daß die Höhle in ihren

Grundvesten zitterte und die Bäume am Abhange des Berges wie dünne Ruthen zerbrachen.

Almantia's Sinne schienen in Verwirrung zu gerathen, denn sie schaute mit stieren Blicken vor sich hin und murmelte unverständliche Worte. Als die Stöße und das Heulen des Windes noch schrecklicher wurden, legte sie ihre Rüstung an, umgürtete sich mit dem Schwerte und begab sich durch das Loch der Krystallmauer an das Grab. Dort legte sie sich neben den Gebeinen ihrer Eltern nieder. Abermals erfolgten wilde Stöße, und mit lautem Gepolter stürzte die Krystallmauer zusammen und bedeckte sie gänzlich von den Füßen bis zum Haupte. Sie machte eine Anstrengung, sich zu erheben, aber es gelang ihr nicht.

„Der Tod in fürchterlicher Gestalt," murmelte sie; „aber ich darf mich nicht beklagen; die Götter rächen die Morde, die ich an den Römern begangen."

Wenige Minuten nachher hörte sie auf zu athmen; das langgenährte Feuer der Höhle erlosch, und als der Sturm nachließ, herrschte Todtenstille.

So fanden die Ansiedler Almantia's Asyl, und sie stiegen häufig hinauf, die drei Leichen in ihrem kostbaren Grabe zu sehen. Die Höhle aber sollte nicht auf die Nachwelt kommen, die Krystalle keine Verbrechen mehr hervorrufen. Eines Tages, nach einem furchtbaren Hochgewitter, schoß der Wasserfall wieder in sein altes Bett und füllte den Kessel bis an den Rand. Ein Theil des Wassers aber floß durch den Gang in die untere Höhle. Die Stützen derselben wurden allgemach unterwaschen, und mit Donnergetöse stürzte das Gewölbe zusammen. Die sämmtlichen Krystalle wurden fortgerissen, in den Abgrund geführt und mit Sand und Gerölle bedeckt. Die ganze Umgebung nahm eine veränderte Gestalt an.

Die Kelten fanden zwar nicht die versenkten Waffen und Werkzeuge, die Livico aus Rom herbeigeführt hatte, aber mit der Zeit lernten auch sie die Bronze und das Eisen kennen. Völker kamen und gingen, die Schweiz wurde ein stark bewohntes Land, aber die Geschichte der

ersten Bewohner war vergessen. Erst in der neuesten Zeit fand man in den Seen die Reste der Pfahlbauten und holte aus dem Schlamme die Waffen und Geräthe, die sie einst gebraucht; und so gelang es, Licht über ein Volk zu bekommen, welches weit vor den Germanen und den Römern die Erde bewohnte, von dessen Existenz man mehrere tausend Jahre nicht die mindeste Ahnung hatte.
